

SCHULE OHNE RASSISMUS
SCHULE MIT COURAGE

www.schule-ohne-rassismus.org

Schuljahr 2009 • 2010
5. Ausgabe

Q-rage

Jung, jüdisch, deutsch	SEITE 3
Gaza-Krieg im Klassenzimmer	SEITE 4
SOR forscht – zwei Umfragen	SEITE 8
Mit Vielfalt gegen NPD-Einfalt	SEITE 9
Asyl in Deutschland	SEITE 10
Mobbing am Gymnasium	SEITE 11

DIE ZEITUNG DES GRÖSSTEN SCHÜLERNETZWERKES IN DEUTSCHLAND



SCHULE OHNE RASSISMUS
SCHULE MIT COURAGE



Das Projekt „Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage“ orientiert sich in seinen Aktivitäten an Artikel 21 der Charta der Grundrechte der Europäischen Union: „Diskriminierungen insbesondere wegen des Geschlechts, der Rasse, der Hautfarbe, der ethnischen oder sozialen Herkunft, der genetischen Merkmale, der Sprache, der Religion oder der Weltanschauung, der politischen oder sonstigen Anschauung, der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit, des Vermögens, der Geburt, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung sind verboten.“



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Q-rage ist die Zeitung von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Das Besondere an **Q-rage**: Hier bestimmen Jugendliche die Themen. Sie recherchieren und schreiben ihre Geschichten selbst. Begleitet werden sie von einem Team von MentorInnen. An der vorliegenden, fünften Ausgabe haben 23 Jugendliche im Alter von 15 bis 21 Jahren mitgewirkt. Sie kommen aus Thüringen und Brandenburg, aus Berlin, Bremen und Bayern, aus Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, aus Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. In der Redaktion arbeiten GymnasiastInnen mit Haupt- und BerufsschülerInnen am gemeinsamen Ziel.

An zwei Wochenenden im Oktober traf sich die Redaktion, um die Themen der **Q-rage 2009** zu diskutieren. In ihren Beiträgen gehen die jugendlichen ReporterInnen den Fragen nach: Was können wir tun, damit unsere Schule zu einem Ort wird, an dem sich jede und jeder wohl fühlt? Zu einem Ort, an dem niemand wegen seines Aussehens, seiner Herkunft, seiner Religion, wegen seiner sexuellen Orientierung oder körperlicher Besonderheiten gehänselt und ausgegrenzt wird?

Die Artikel in **Q-rage** und die Aktivitäten an den Schulen ohne Rassismus – Schulen mit Courage zeigen: Kinder und Jugendliche mischen sich mit Leidenschaft in das gesellschaftliche und politische Leben unseres Landes ein. Sie signalisieren: Wir übernehmen Verantwortung für unser Umfeld. **Q-rage** ist die größte, überregionale Schülerzeitung Deutschlands. Aus zahlreichen Leserschriften wissen wir, dass die vielfältigen Themen der Zeitung bei LehrerInnen und SchülerInnen auf begeisterte Zustimmung stoßen. Häufig werden ganze Klassensätze nachbestellt, um einzelne Artikel im Unterricht zu behandeln.

Q-rage ist informativ, kritisch und streitbar. Dies alles sind wichtige Bausteine einer gelebten Demokratie. Denn nur so können Jugendliche Antworten auf die Frage finden: Wie wollen wir in Zukunft zusammenleben? Die Erstellung der **Q-rage** ist Dank der Unterstützung des Ministeriums für Arbeit und Soziales, der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung und der taz möglich. Für die Inhalte ist allein „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ verantwortlich. Viel Spaß beim Lesen!

Sanem Kleff
Leiterin von Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage

Einwanderer als Zeitzeugen in Schulen

Einwanderung hat das Gesicht des Landes verändert. Aber Schülerinnen und Schüler wissen sehr wenig über die Gründe und die Geschichte der Migration.

Über 15 Millionen Menschen in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Doch was wissen Jugendliche über die Geschichte der Einwanderung? Zumindest in Bremen nicht viel, wie eine Umfrage unter Schülern ergibt. „Wenn ich ehrlich bin, weiß ich nichts“, gibt Sabrina (18) zu. Tolga (19) erzählt von Arbeitern, die das Land brauchte. Immerhin. Doch mehr wurde in der Schule nicht unterrichtet, was er schade findet.

Den meisten Befragten wird erst im Laufe des Gesprächs mit der Autorin bewusst, dass sie tagtäglich mit Menschen zu tun haben, deren familiäre Wurzeln in allen Ecken der Welt liegen. Unter Jugendlichen wird offensichtlich

wenig darüber nachgedacht, warum Migranten in Deutschland leben und wie sie gekommen sind. Ein weiteres Ergebnis der Umfrage auf dem Pausenhof: Selbst Schüler, die einen Migrationshintergrund haben, wissen erschreckend wenig über die Einwanderungsgeschichte Deutschlands.

Aber wäre nicht gerade für uns Jugendliche ein solides Wissen über die Einwanderung wichtig? Denn jeder von uns hat Freunde oder Bekannte, die einen Migrationshintergrund haben, oder man ist sogar selbst Migrant. Nur wenn wir unsere Geschichten kennen, lernen wir, uns miteinander zu identifizieren. Und dieses Wissen wird uns helfen, uns gemeinsam gegen Fremdenfeindlichkeit einzusetzen und respektvoll miteinander umzugehen.

Einwanderer als Zeitzeugen an der Schule. Wäre das nicht eine innovative und umsetzbare Idee? Eltern oder Großeltern der Schüler könnten in die Schulen kommen und für eine Stunde ihre Lebens- und Migrationsgeschichte erzählen. Natürlich müssten die Lehrer dabei mitspielen und solche Zeitzeugenstunden gemeinsam mit den Schülern vorbereiten. Derartige Möglichkeiten liegen unseren Schulen direkt zu Füßen, man muss sie bloß nutzen.

Die Schulleiterin des Bremer Gymnasiums ist von der Idee begeistert. Denn Zeitzeugenprojekte mit Menschen, die über ihre Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg berichtet haben, wurden in der Schule bereits durchgeführt. Mit großem Erfolg. „Zeit-

Eltern oder Großeltern könnten in die Schule kommen und für eine Stunde über ihre Lebens- und Migrationsgeschichte erzählen

zeugengespräche zur Migration könnten den Schülern helfen, sich anderen Kulturen zu öffnen und Gemeinsamkeiten zu entdecken“, meint die Schulleiterin.

Und der Schüler Juan (19) macht gleich einen Vorschlag, wie ein Zeitzeugengespräch aussehen könnte: „Integration ist nicht nur mit Problemen behaftet, es gibt Orte und Stellen, wo es hervorragend klappt. Diese sollte man sich zum Vorbild nehmen und versuchen neue Ideen umzusetzen.“

ANITA (18)



Seniorinnen und Senioren wie diese aus Spanien und aus der Türkei haben Jugendlichen viel zu erzählen. **FOTOS: METIN YILMAZ**



Interview

Würzburg – Eine Stadt als Zeitzeugin

Nicht nur ein einzelner Mensch, sondern auch eine ganze Stadt kann eine Zeitzeugin von Migration sein: Seit zwei Jahren bietet die Jugendbildungsstätte Würzburg Stadtpaziergänge an, die den Blick für den interkulturellen Reichtum der Stadt schärfen. **Q-rage** sprach mit Stefan Lutz-Simon, dem Leiter der Einrichtung und Landeskoordinator von SOR-SMC in Bayern-Nord.

Was unterscheidet „Würzburg Interkulturell“ von gewöhnlichen Stadtführungen?

Bei „Würzburg Interkulturell“ sind wir immer mit zwei Referenten unterwegs, mindestens einer hat einen Migrationshintergrund. Schon aus dieser Perspektive wird eine Stadt anders wahrgenommen, es stellen sich andere Fragen: Wo wird Einwanderung sichtbar? Wie bunt zeigt sich eine Stadt mit ihren Läden oder Orten der Zuwanderung? Wo wird Vielfalt gefördert, wo verhindert oder gar vernichtet? Diese Fragen stellen sich für die Gegenwart genauso wie für die Vergangenheit. So wandert die Gruppe von Moscheen und Kirchen zu Stolpersteinen,

von der eingewanderten Brückenfigur zum Dönerladen.

Welche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bezieht ihr dabei ein?

Die Tour endet meist in einer Gaststätte, die von Menschen mit Migrationshintergrund geführt wird. Sie erzählen dann aus ihrer Perspektive, was sie in Würzburg hält oder was sie an der Stadt stört. Genauso können Vertreter von Religionen beim Besuch einer Synagoge, einer Kirche oder eines buddhistischen Tempels wichtige Gesprächspartner sein.

Wie reagieren Schülerinnen und Schüler auf die Tour?

Die Schüler gähnen auffallend weniger, als das bei auf rein historischen Fakten aufgebauten Touren der Fall ist. Sie sind sehr interessiert, da sie merken, dass die ganze Sache auch etwas mit der bunten Mischung in ihrer Schulklasse zu tun hat. Manche werden nachdenklich.

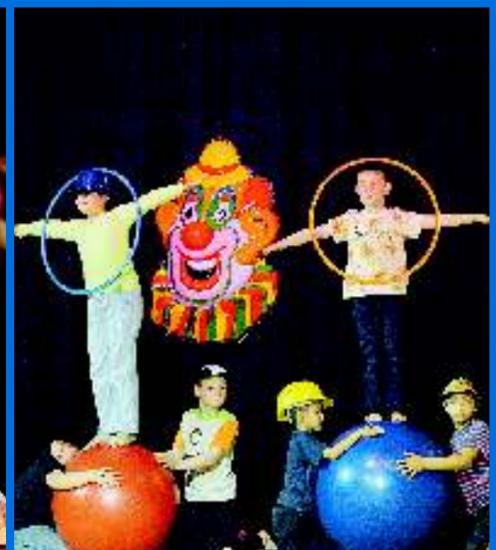
INTERVIEW: GERASIMOS (22)

Informationen und einen Flyer zu „Würzburg Interkulturell“ erhaltet ihr unter: paedagogik@jubi-unterfranken.de.

Zirkus Courage 1

Schüler, Lehrer sowie Eltern der Berliner Grundschule in den Rollbergen im Märkischen Viertel beteiligten sich an einer Projektwoche. Gemeinsam mit den Profis vom „Zirkus Zack“ war der „Zirkus Courage“ geboren. Neben den artistischen Darbietungen stellten die SchülerInnen immer wieder die Grundideen von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ heraus.

Alle Fotos zum Thema „Zirkus Courage“: **Metin Yilmaz**





Nur wenige Jugendliche in Deutschland haben eine Vorstellung vom Judentum. Chanukka-Fest in Berlin. FOTO: METIN YILMAZ

Jung, jüdisch, deutsch

Gabriel (20), Mannheim
Als jüdischer Jugendlicher fühlt man sich oft als etwas Besonderes in Deutschland. Wenn die Leute erfahren, dass ich Jude bin, passiert es öfters, dass man mich wie ein Tier im Zoo anschaut. Im Geschichtsunterricht wurde meinetwegen das ganze Thema Schoah ausgelassen – um mich zu schonen, wie es hieß. Ich erkläre mir das so: Die Lehrer befürchten, dass ein Jude sie bei diesem Thema schnell missversteht und des rechten Gedankenguts bezichtigen könnte. Die Themen Schoah, Juden und Israel werden in Deutschland mit Samthandschuhen angefasst, wenn ein Jude dabei ist. Wenn keiner dabei ist, dann kann man Sachen hören, die vor mehr als siebzig Jahren in der Schoah endeten.

In religiöser Hinsicht fühle ich mich etwas eingeeengt. Auch wenn ich nicht sehr religiös bin, so würde ich an jüdischen Feiertagen doch gern in die Synagoge gehen. Wenn die Feiertage, wie so oft, auf einen Werktag fallen, kann ich maximal am Maariw, dem Abendgebet, teilnehmen. Nur wenige in meinem Bekanntenkreis verstehen, wieso ich am Freitag nicht so lange unterwegs sein will, weil ich am Samstag, dem Schabbat, einigermaßen ausgeschlafen am Gebet teilnehmen möchte.

Lea (18) Birkenau, (Hessen)
Ich bin mit elf Jahren aus Israel in eine Kleinstadt in Deutschland gekommen. Man hat mich in der Schule sehr gut willkommen geheißen. Ich wurde gleich in ein Gymnasium aufgenommen, und obwohl ich kein einziges Wort

In Deutschland leben heute rund 150.000 Juden. Die überwiegende Mehrheit gehört einer der 107 jüdischen Gemeinden an. Nach der Schoah lebten von den einst über 500.000 deutschen Juden nur noch 16.000 (1955) im Land. In den letzten Jahren hat sich auf Grund der Zuwanderung aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wieder eine jüdische Jugendkultur entwickelt. Unsere Reporterin Michelle (16) machte sich auf den Weg und fragte: „Wie fühlt man sich als junger Jude in Deutschland?“ Die Namen der Jugendlichen wurden geändert.

Deutsch konnte, musste ich die Klasse nicht wiederholen. Allerdings waren die Jugendlichen nicht so freundlich. Ein halbes Jahr hat niemand mit mir geredet. Heute habe ich ein paar gute Freunde, doch die kulturelle Barriere ist immer noch da: Ein von mir falsch ausgesprochenes Wort reicht, und man lacht mich aus. Ich kann niemandem wirklich meine inneren Probleme anvertrauen, denn sie werden dann häufig auf meine Religionsangehörigkeit und Kultur zurückgeführt.

Wenn die Gespräche auf den Nahostkonflikt kommen und ich versuche, die Stellung Israels zu erklären, sagen alle, ich würde die Sache nicht objektiv sehen und teilweise lügen.

Die meisten Jugendlichen haben keine Vorstellung davon, was das Judentum ist. Viele Schüler und leider auch manche Lehrer fragten mich, warum ich esse, es wäre doch Ramadan. Als ich antwortete, dass ich jüdisch sei, schauten sie mich unverständlich an. Ich fühle mich am besten, wenn ich in die jüdische Gemeinde komme, um dort mit Jugendlichen zu sprechen, die sich in der gleichen Situation befinden wie ich. Da finde ich mich selbst, doch leider nur für eine kurze Zeit.

Hannah (21), Mannheim
Toll. Ich fühle mich wohl und integriert. Teilweise fühle ich mich als Außenseiterin. In jedem Unterricht, der die Schoah behandelt, werde ich als Opfer angesehen, was mich wirklich stört. Ich bin auch stolz darauf, als halachisch jüdisches Mädchen, also nach dem jüdischen Religionsrecht, die jüdische Reli-

gion und Tradition an die nächste Generation weitergeben zu können. Es ist sehr wichtig, dass gerade in Deutschland die jüdische Tradition und Religion weitergegeben werden.

Raffael (19), Mannheim
Oftmals sind meine Gesprächspartner verunsichert, wenn sie von meiner Religion erfahren. Im Laufe der Zeit merken sie aber, dass ich ein ähnliches Leben führe wie sie und deshalb nicht anders zu behandeln bin als alle anderen auch. Ich stoße selten auf echten Antisemitismus. Natürlich gibt es Vorurteile, aber die meisten lassen sich mit Erklärungen auflösen.

Trotz aller Probleme, die es in Deutschland gibt, fühle ich mich hier als Jude wohl. Ich fühle mich respektiert, integriert und gleichberechtigt. Dennoch gehe ich davon aus, dass irgendwann neue Wellen von Antisemitismus kommen werden, so wie sie zu allen Zeiten in allen Ländern gekommen sind. Im Gegensatz zu den früheren Zeiten kann ich aber als Exit-Option auf den Staat Israel und die deutsche Demokratie als Beschützer bauen.

Das Judentum in Deutschland ist äußerst stark durch den Holocaust geprägt. Dies gilt auch für das Leben in der jüdischen Gemeinschaft und die jüdische Politik in der Bundesrepublik. Natürlich ist es die Aufgabe der jüdischen Gemeinden, die Erinnerung einzufordern und zu ermahnen. Dennoch habe ich das Gefühl, dass viele Jugendliche sich eine andere, nicht so sehr Israel- und Holocaust-bezogene Politik für sich wünschen.

„likrat“

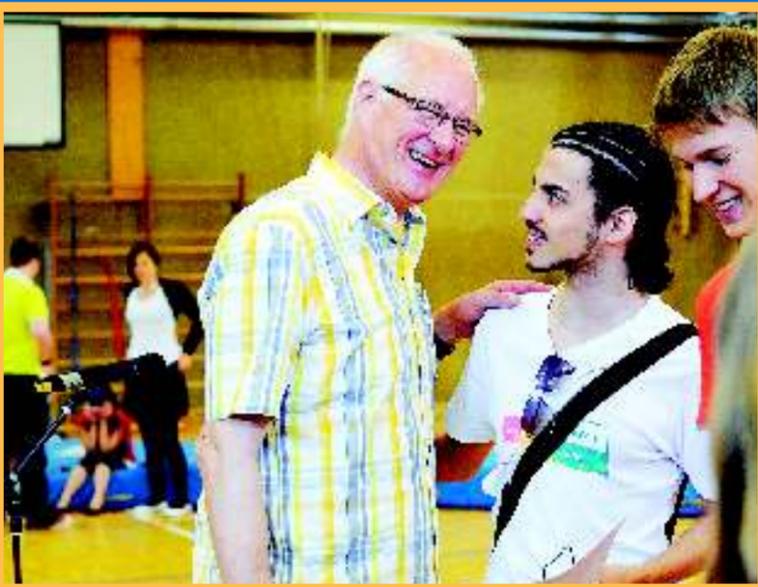
Eine Begegnung

Stell dir vor, du redest mit deinen Freunden über Juden. Worüber redet ihr? Welches Bild habt ihr im Kopf? Religiöse Juden im Gebet an der Klagemauer? Bilder vom Holocaust? Oder etwa israelische Soldaten? Wer über Juden nachdenkt, denkt im Normalfall nicht an gewöhnliche Jugendliche. An Jugendliche, die zur Schule gehen, die sich mit Hausaufgaben herumschlagen, die Fernsehen gucken und mit Freunden hermalbern. Medien prägen feste, mit dem Wort „Jude“ verbundene Bilder, die wenig mit der Realität zu tun haben. Das ist ein großes Problem, denn kaum einer in Deutschland kennt einen Juden persönlich. Da ist der Weg zum Vorurteil recht kurz. In der Schweiz wurde deshalb ein Projekt entwickelt, das zwei jüdische Jugendliche für eine Doppelstunde in nichtjüdische Klassen schickt. „Likrat“ heißt dieses Projekt. „Likrat“ ist Hebräisch und bedeutet „in Begegnung“. Mittlerweile ist „Likrat“ auch in Deutschland angekommen. Bisher allerdings nur in Baden-Württemberg und Bayern, bald soll Nordrhein-Westfalen hinzukommen. Voraussetzung für eine Begegnung ist, dass das Judentum im Vorfeld in den Klassen durchgenommen wurde und man sich auf die Begegnung vorbereitet hat. Die „Likratinas“ oder „Likratinos“, die in Seminaren auf



ihre Auftritte vorbereitet werden, reisen dann an die Schule. In der Begegnung ist ein Stuhlkreis wichtig: Auf diese Weise wird noch einmal deutlich gemacht, dass es sich nicht um eine Unterrichtsstunde, sondern um einen Dialog handeln soll. Der persönliche Umgang mit Religion, ob man koscher ist oder schon mal mit Neonazis zu tun hatte – alle Fragen dürfen gestellt werden, aber nicht alle müssen beantwortet werden. Fragt man zum Beispiel einen „Likratino“ nach israelischer Politik, die ja nicht mehr mit dem Judentum als solchem zusammenhängt, darf man nur von jemandem eine Antwort erwarten, der politisch daran interessiert ist. **MICHELLE (16)**





„Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ lebt vom Engagement der Kinder und Jugendlichen. Allerdings brauchen sie bei der Umsetzung ihrer Ideen LehrerInnen, die sie unterstützen und beraten. Gemeinsam gelingt vieles besser.

FOTOS: METIN YILMAZ

Der Gazakrieg im Klassenzimmer

Kreuzberger Schüler zeigen, wie man mit internationalen Konflikten in der Schule umgehen kann.

Es ist der 5. Januar 2009, der erste Schultag nach den Weihnachtsferien. Ahmad (17) kommt aufgewühlt und wütend in die Schule. Er ist nicht der Einzige, dem es so geht. Seit einer Woche greift die israelische Armee Ziele im Gazastreifen an. Häuser werden bombardiert, Menschen sterben. Fast pausenlos hat Ahmad die Berichterstattungen über die Operation „Gegossenes Blei“, wie Israel den Feldzug nennt, am Bildschirm verfolgt.

Ahmad macht sich große Sorgen um seine vielen Verwandten in Palästina. Leben sie noch? Wie groß ist die Gefahr für sie? Er weiß es nicht. Was bleibt ist seine Wut – auf die Ungewissheit, auf die verzweifelte Situation im Nahen Osten, auf die Juden.

Die Lehrerin traut sich nicht, ihn anzusprechen. Ahmad ist einer von über fünfzig palästinensischen Schülern des Hermann-Hesse-Gymnasiums in Berlin-Kreuzberg. Mehr als zwei Drittel der 550 Schüler haben einen muslimischen Hintergrund. Die Atmosphäre in der Schule ist an diesem Tag mehr als angespannt. Niemand spricht laut über das Thema. Keiner traut sich, offen über seine Gefühle zu reden. Nur die arabischstämmigen Schüler tuscheln leise untereinander. Sie sind verwirrt.

In dieser Situation ergreift Salah (18) die Initiative. Er ist Schulsprecher und ebenfalls palästinensischer Herkunft. Um das lähmende Gefühl zu beenden, ruft er über die Klassenlautsprecher zu einer Schweigeminute auf. Gedacht werden soll allen zivilen Opfern des Nahostkonflikts – sowohl auf palästinensischer als auch auf israelischer Seite.

Alle Klassen machen mit. Die Schweigeminute lockert die Spannung etwas auf. Erst jetzt kommt es zu Gesprächen mit Lehrern und mit anderen Schülern. Manche Lehrer winken ab. Sie wollen sich nicht mit dem Thema beschäftigen. Doch die meisten Lehrer greifen das Thema in ihrem Unterricht auf. Was steckt historisch hinter dem

Konflikt? Worum geht es? Wer sind die Opfer? Fragen, Vorwürfe, Empörung, Anschuldigungen, Rechtfertigungen machen die Runde. „Der Krieg ist ungerecht! Israel ist im Unrecht“, sagt Ahmad, sagen alle palästinensischen Schüler.

Lea widerspricht. „Der Krieg ist notwendig, Israel muss sich verteidigen“, sagt sie. Sie war erst vor kurzem bei ihren Verwandten in Israel. Lea erzählt von deren Angst vor palästinensischen Selbstmordattentätern und den Raketenangriffen der Hamas aus dem Gazastreifen. Sofort fällt man ihr ins Wort. Die Stimmen werden lauter. Ein vernünftiges Gespräch ist nicht mehr möglich. Ein Lehrer muss eingreifen, um eine Schlägerei zu verhindern.

Salah, der Schulsprecher, ist in den nächsten Tagen während der Pausen viel unterwegs. Er spricht die aufge-

wühlten Schüler einzeln an und appelliert an sie, friedlich zu bleiben. Da viele der Schüler nicht nur auf die israelische Armee, sondern ganz allgemein auf die Juden schimpfen, schlägt er ihnen vor: „Wir sollten die Sache auch aus der Perspektive jüdischer Schüler betrachten. Wir müssen mit ihnen sprechen.“

Gemeinsam mit dem Vertrauenslehrer ruft er im Jüdischen Gymnasium in Berlin Mitte an. Ein erster Gesprächstermin wird vereinbart. An diesem Gespräch nehmen vom jüdischen Gymnasium Paul und Michael teil. Schnell einigt man sich auf einen Austausch zwischen den Schulen. Man verständigt sich auf das gemeinsame Ziel, sich in gegenseitigem Respekt zuzuhören, Verständnis für die andere Perspektive zu entwickeln und Vorurteile abzubauen.

Wenige Tage später ist es soweit. Fünfzehn Schüler aus dem Kreuzberger Gymnasium treffen im Jüdischen Gymnasium fünfzehn Schüler und zwei Lehrer. Sie nehmen gemeinsam an Workshops und Arbeitsgruppen teil und tauschen sich über ihren Lebensalltag aus. Der Tag endet mit einer Podiumsdiskussion der Schüler zum Thema Integration. Auf diesem Weg begreifen die Schüler des Hermann-Hesse-Gymnasiums, dass die jüdischen Schüler deutsche Bürger sind und nicht israelische. Und die Schüler des jüdischen Gymnasiums begreifen, dass auch die palästinensischen Schüler vor allem Berliner sind und nicht mit der Hamas gleichgesetzt werden sollten.

Das zweite Treffen findet in Kreuzberg statt. Aspekte des religiösen Lebens stehen diesmal im Vordergrund. Die Jugendlichen stellen ihre Religionen, das Judentum und den Islam, vor. Gemeinsamkeiten werden gesucht und gefunden. Am Ende ist deutlich: Sowohl das Judentum als auch der Islam wünschen sich den Frieden.

Erst jetzt sind die Worte Gaza-Krieg, Palästina, Raketen, Bomben und Opfer wieder da. Aber inzwischen wissen die Gesprächsteilnehmer: Sie alle sind betroffen von dem Krieg. Die jüdischen Schüler haben dieselben Ängste um ihre Großeltern, Tanten und Onkel, Cousins und Cousins wie die palästinensischen. Am Ende ist es still im Raum. **HATICE (18), MICHELLE (16)**

Salah, Paul, Michael und jetzt auch noch Cahar, Esra, Rivka, Shmuel und Hatice planen bereits das dritte Treffen.

Palästinenser

In Berlin leben etwa 35.000 Palästinenser. Viele kamen zwischen 1975 und 1990 als Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem Libanon oder im Zuge des Nahostkonflikts nach Deutschland. Die meisten von ihnen haben inzwischen die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen – sind also Deutsche.

Obgleich die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen mit palästinensischem Hintergrund in Deutschland geboren wurde, bewegt sie der Nahostkonflikt. Eskaliert die Gewalt im Nahen Osten, herrscht auch in so manchem Klassenzimmer der Ausnahmezustand. Der Grat zwischen Israelkritik, antiisraelischen Sprüchen und Antisemitismus ist manches Mal recht schmal.

schulpartnerschaft 1:

Gemünden goes to Kosovo

„Koso-Wo? Das Land aus dem Fernsehen?“ Die Eltern im beschaulichen Gemünden waren außer sich. Immerhin hatte sich das Friedrich-List-Gymnasium mit dem Loyola-Gymnasium im Kosovo nicht die gewöhnlichste Partnerschule ausgesucht. Auch unter den Schülern hielt sich die Begeisterung über einen geplanten Austausch in Grenzen.

Besorgt um die Sicherheitsbedenken der Gemündener Bevölkerung entsandte die Schule im Oktober 2009 eine Delegation – bestehend aus den beiden Schülersprechern, einem Vater und zwei Lehrkräften. Wir sollten das Land und die Partnerschule kennen lernen. Ungewiss, ob sie uns wiedersehen würden, gaben uns unsere Mitschüler letzte Worte mit auf den Weg: „Ge-

nießt die Bombenstimmung.“ Mit der größten Gefahr, der wir uns im Kosovo aussetzen mussten, wurden wir gleich am Anfang konfrontiert: Der VW-Bus, der uns vom Flughafen abholte – er hatte keine Anschnallgurte. Auf dem Schulgelände merkte man nicht, dass man sich in einem vom Krieg gezeichneten Land befindet. Walter Happel, der die Schule 2005 gründete, legt Wert auf gute Rahmenbedingungen für seine rund 630 SchülerInnen. Beheizte Klassenzimmer, fließendes Wasser, eine durchgehende Stromversorgung: Das alles ist im Kosovo nicht selbstverständlich. Das Balkanland steht zehn Jahre nach dem Krieg vor schweren Aufgaben, es befindet sich in einer Zeit des Wiederaufbaus und Neuanfangs.

„Es kommt alles darauf an, dass die neue Generation nicht länger in einer Atmosphäre von Abgrenzung und Hass und ohne Perspektiven heranwächst“, erklärt Friedrich-Wilhelm Moll das Konzept des Loyola-Gymnasiums. Er ist vor zwei Jahren mit seiner Frau in das Kosovo gezogen, um an unserer Partnerschule Deutsch zu unterrichten. „Eine Reise nach Deutschland wäre für unsere Schüler der Wahnsinn“.

Im Juli 2010 ist es so weit. Dann werden Neuntklässler aus dem Kosovo ihre Freunde in Gemünden besuchen.

JULIUS (16)

Themenheft

„Jugendkulturen zwischen Islam und Islamismus. Lifestyle, Medien und Musik“ Die 60-seitige Broschüre informiert über die vielfältigen Jugendkulturen, die sich in Deutschland in den zurückliegenden Jahren entwickelt haben und sich ganz bewusst auf den Islam beziehen. Sie gewährt Einblicke in einen bunten Kosmos voller Widersprüche.

77 farbige Abbildungen.

1 Heft kostet 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org





Jedes Jahr im Dezember findet die „Jam on it“ in der Alten Feuerwache in Berlin-Kreuzberg statt – ein Muss für die jugendliche HipHop-Szene der Stadt. Hunderte von Jugendliche nehmen daran teil. Es gibt Dance Battles, Graffiti-Writing, Stylebattles und HipHop-Movies. Einer der Höhepunk-

te der „Jam on it“ ist der Contest „Rap for Q-rage“ von „Schule ohne Rassismus“. Mit den Siegern des Wettbewerbs wird unter professioneller Betreuung die CD „Rap for Q-rage“ produziert. In diesem Jahr findet der Contest am 5. und 6. Dezember statt. **FOTOS: METIN YILMAZ**

schul-
partnerschaft 2:

Zu Besuch in Haifa

Das Gymnasium Obervieland aus Bremen unterhält seit 25 Jahren eine Schulpartnerschaft mit der Alliance High School in Haifa (Israel). Vor zwei Jahren nahm ich an diesem Austausch teil. Bei vielen MitschülerInnen stieß die Reise auf Unverständnis und starke Vorbehalte. Natürlich wusste ich, dass die politische Lage in Israel und im Nahen Osten brisant ist, trotzdem siegte meine Neugier. Ich wollte die Menschen und die heiligen Stätten dieses Landes kennen lernen und mir selbst ein Bild machen. Die Zeit in Israel verbrachte ich bei meiner Gastfamilie. Sie wohnt in einem kleinen, einfachen Haus mit fünf Zimmern in der Neustadt von Haifa. Alle fünf Familienmitglieder kümmerten sich rührend um mich. Wir unternahmen mit den Schülern der Alliance High School mehrere Ausflüge rund um Haifa. Nach einigen Tagen reisten wir mit unseren Lehrern durch das Land. Wir erlebten unglaubliche Momente wie den Rundgang durch die Verkündigungskirche in Nazareth, das Schwimmen im Toten Meer oder den Tag, als wir unsere Wünsche auf Zettel schrieben und diese in die Nischen der Klagemauer in Jerusalem steckten. Uns hat die Vielfalt der Bewohner Israels beeindruckt. Die Menschen sind aus aller Welt in dieses Land eingewandert. Mich hat überrascht, dass in Jerusalem Muslime, Juden und Christen direkt nebeneinander wohnen – trotz des Nahostkonflikts. Die Jugendlichen, die wir in Haifa getroffen haben, habe ich als sehr offen und fröhlich erlebt. Aber auch Intoleranz gegenüber anderen Menschen habe ich in Israel erlebt, genauso wie in Deutschland. So äußerte sich meine Gastschwester sehr negativ über Palästinenser. Ich hätte mir gewünscht, sie wären ihren Nachbarn gegenüber genauso offen wie uns Gästen aus Bremen. Aber die schönen Momente überwogen. Ich plane für die Zukunft einen längeren Aufenthalt in diesem facettenreichen Land.

ANITA (18)

„Das Niveau sinkt, die Stimmung steigt“

Mit dem Contest „Rap for Q-Rage“ zeigt „Schule ohne Rassismus“, dass guter Rap auf Diskriminierungen und Sexismus locker verzichten kann. Rap von der Straße muss nicht beleidigen, Frauen niedermachen und Gewalt verherrlichen, um glaubwürdig zu sein. Dieser Gedanke ist jedoch noch nicht überall angekommen. Nach wie vor sind im Rap sexistische und pornografische Inhalte weit verbreitet. Die beiden Q-rage-Reporterinnen **Valerie (14)** und **Friederike (17)** haben Rapper und Fans der Musik gefragt, was sie an solchen Texten reizt.

Chris East (19), Rapper: Grundsätzlich erzähle ich über das Leben. Zum einen gibt es tiefe Texte über Menschen, mit denen man noch eine Rechnung offen hat, und zum anderen gibt es lustige Texte über Frauen, mit denen man Spaß hatte. Ich werte Frauen jedoch nicht als Sexobjekte ab. Doch mal ehrlich, welcher Jugendliche findet es denn nicht lustig, ein wenig über Geschlechtsverkehr und den Tag danach zu lachen? Warum ich solche Texte schreibe, weiß ich auch nicht so genau, aber ich denke, es liegt einfach an meinem Humor. Ich lache auch gern über Witze mit sexistischem Inhalt, und das ist auch oft Thema in meinem Umfeld. Wie heißt es doch so schön: „Das Niveau sinkt, die Stimmung steigt!“

Rap for Q-rage

Junior Jero und Satus heißen die beiden Gewinner des Rap Contests 2008, den die Bundeskoordination gemeinsam mit der Street-Dance-Connection im Dezember in Berlin-Kreuzberg veranstaltete. Zusammen mit den beiden Künstlern produzierte Florian Steindle im Frühjahr und Sommer 2009 die CD „Rap for Q-rage Vol. III“. Satus und Junior Jero zeigen, wie Rap im Jahr 2009 klingen kann.

Als Special Guests sind auf der CD mit jeweils einem Track der Vorjahressieger Jeffrey John sowie die Lokalmatadore Chefket, S-Rok und die Jungs von camp:cypha vertreten. Eingespielt wurde das Album im Tonstudio der Alten Feuerwache in Kreuzberg.

Die zwölf Tracks können unter www.schule-ohne-rassismus.org/rap-for-qrage.html heruntergeladen werden. Für 4 Euro (inkl. Porto) kann die CD auch unter schule@aktioncourage.org bestellt werden.

Satus

legt viel Wert auf seine nichtkommerzielle Einstellung. Seine Texte sind sehr politisch, an der normalen Musikbranche, an „Bravo“ und MTV ist er nicht interessiert. Er sagt: „Ich will keine CDs verkaufen, keinen MySpace-Support, kein Ghetto-Image. Alles, was ich mache, ist Musik, Freestylen und Theater. Das brauche ich wie die Luft zum Atmen.“

Dunkle Straßen

und ich denk an meine Brüder, an meine Schwestern heute bauen sie Scheiße, und morgen ist wieder gestern ich will nicht lästern, bin selber einer von ihnen doch brauche Hoffnung in einer dunklen Stadt wie Berlin in der Schule gibt es Drogen und Millionen von Junkies die sich so durchs Leben schleichen, das man es ihnen nicht mal ansieht deine Kids sind gefährdet, zu cool sind die Drogen heute kriegst du Klassenkeile, wurdest du mit Werten erzogen ich wär im Bauch geblieben hätte ich die Wahl gehabt doch so ist das Leben, find dich damit ab und ich will nicht davon reden, dass ich sterbe denn in dieser Welt ist es viel zu leicht, verrückt zu werden ich bin nicht geboren, um zu sehen, dass es nicht weitergeht die Uhr sich weiterdreht, jap, wir wurden alle reingelegt ich find mich nicht mehr damit ab ich geh meinen eigenen Weg und wenn es sein muss auch ohne diese gottverdammte Stadt

Koch (28), Rapper: In meinem Track „Mamazita“ geht's nicht darum, eine bestimmte politische korrekte Message rüberzubringen. Der Track sagt: „Komm schon, hab Spaß, bewege deinen Arsch.“ Er soll nicht die Welt verändern, es geht um Unterhaltung. Welche Stellung haben bei mir die Frauen? Na ja, Frauen sind Menschen, es gibt solche und solche – jeder Mensch ist anders. Jeder Mensch sollte das gleiche Recht haben. Man sollte sich allerdings auch über die Unterschiede zwischen Mann und Frau bewusst werden, und nicht so tun, als seien wir gleich.

Robert S. (17), Fan: Rap ist für mich ehrlicher und direkter als andere Musikgenres. Ich denke, dass die sexistischen Zeilen im Rap mit Absicht geschrieben werden, denn heutzutage hat man nur Erfolg, wenn man Sex verkauft und damit provoziert. Meiner Meinung nach wird der Rap zum Sündenbock gemacht, denn solche Diskriminierungen finden überall statt, zum Beispiel in der Werbung, doch durch die direkte Straßensprache fällt das im Rap mehr auf. Jedes Kind kann sich im Internet Pornoseiten anschauen. Also warum darf es im Rap nicht auch solche Zeilen geben? Schließlich formt die Gesellschaft die Musik und nicht andersherum.

Junior Jero

ist Rapper aus Berlin-Charlottenburg. Schon als Grundschüler wollte er rappen, doch erst als Sechzehnjähriger hatte er das nötige Geld für einen PC zusammen, hat erarbeitet mit Geschirrspülen. Als er endlich selbst sampeln konnte, hatte er einige Auftritte. Erfolge bei Musikwettbewerben folgten, und auch die Veröffentlichung eines eigenen, selbstständig produzierten Albums. Er sagt: „Rap ist für mich einfach Therapie und dient als Ventil, deshalb handeln meine Themen auch von allem, was mich hier und dort im Alltag so bewegt: Liebe, Hass, und sei es nur, um rumzublödeln – mit Rap rede ich über alles.“



Das Leben geht weiter

Was nicht heißt, du sollst eilen nur ein Ziel anpeilen was dich motiviert bei deinen Aktivitäten in deinem täglichen Leben und dich wegholt, rettet von deinem kläglichen Leben im ewigen Regen es ähnelt einem Segen denn jeder Moment frei von Schmerzen ist ein echtes Geschenk also sei dankbar, denn es gibt unzählige Menschen für die ist ein Leben wie deines nicht selbstverständlich und wem du dafür dankst, ist eigentlich egal ob Gott oder Allah Buddah oder Jah Das Leben geht weiter

Das ist heute nicht dein Tag

In Erinnerung zu schweifen Bei einem Blick in die Sterne Ist mehr wert als so manche verkehrte Gesellschaft Einsamkeit kann schön sein Hauptsache, etwas lenkt ab Von der Tatsache, Einsamkeit, die's hart machte Ist schon verrückt, was ich heute für einen Tag hatte Ich werf' ein' Blick in den Spiegel und weiß, dass ich gerad' nicht lüge wenn ich sag das ist heute nicht dein Tag



Schule: Nachteile für Behinderte

Behinderte Kinder nehmen im deutschen Schulsystem eine besondere Rolle ein: Sie gehen in Sonder- oder Förderschulen und nicht in die allgemeinen Schulen. Insgesamt besuchen rund 400.000 SchülerInnen Förderschulen. Es gibt ganz verschiedene Arten davon: Schulen mit den Förderschwerpunkten Hören, Sehen, emotionale und soziale Entwicklung, Sprache, Lernen, geistige Entwicklung sowie körperliche und motorische Entwicklung. Manche Kinder haben mehrere Behinderungen.

Wie, wo und mit wem man Behinderte unterrichtet, hängt vom jeweiligen Bundesland ab. In Bremen besuchen 45 Prozent den gemeinsamen Unterricht – in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt sind es nur fünf Prozent. In Deutschland dürfen 15 Prozent der besonderen Kinder in die allgemeinbildende Schule. Das Problem für Sonderschüler ist groß. 77 Prozent bekommen keinen Schulabschluss, zeigt eine Studie des Bildungsforschers Klaus Klemm für die Bertelsmann-Stiftung.

Grimms Kinderrechtsverstöße

„Ach wie gut, dass jemand weiß“ lautet der Titel eines Filmprojektes der Waldschule Münster aus dem Schuljahr 2008/09. Der 10. Jahrgang der Schule setzte sich dabei mit dem Thema „Wissen gegen Willkür – 60 Jahre Menschenrechte“ auseinander. Bei einer Reise durch das Märchenreich deckt das junge Filmteam Kinderrechtsverletzungen in Grimms Märchen auf. Sie veranstalteten schließlich sogar einen Protestmarsch gegen Aschenputtels Stiefschwestern, Rumpelstilzchen und andere Kinderrechtsverletzer. Das Drehbuch zum Film, bei dem die Schülerinnen und Schüler als Darsteller zu sehen sind, schrieben sie selbst. Sie gewannen damit sogar den Wettbewerb „Mit Fantasie für Menschenrechte“ von Stiftung Lesen und Amnesty International.

Die Klasse von nebenan

Kinder mit Behinderungen werden in Bayern mehrheitlich getrennt von Regelschülern in Förderzentren unterrichtet. Ein zaghafter Ansatz die Kinder zu mischen ist die Einrichtung der sogenannten Außenklassen. Die behinderten Kinder der Außenklasse haben mit ihren Altersgenossen zusammen Sport- und Kunstunterricht. Klappt das?

Hallo, Frau Oppel, wie geht's“, fragt Katja und umarmt ihre Lehrerin. Frau Oppel befreit sich aus den Armen der Elfjährigen, denn der Sportunterricht beginnt. Katja freut sich darauf, gemeinsam mit der Regelklasse zu turnen. Sie ist Schülerin der Christophorusschule in Würzburg, mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung.

Katja geht in eine Außenklasse. Die heißt so, weil sie an eine Regelschule angegliedert ist, aber auf dem Papier zur Förderschule gehört. Seit 2005 fahren behinderte Schüler in die Volksschule in nahe gelegenen Margetschhöchheim. Sie nehmen dort mit ihrer Partnerklasse am Sport- oder Kunstunterricht teil.

Fast 90 Prozent der Schüler, welche eine besondere Förderung brauchen, sind in Bayern auf einer speziellen Förderschule. Die bayerische Schulpolitik bevorzugt es, dass behinderte Kinder keine Regelschulen besuchen. Daher gilt die Außenklasse als eine sehr weitreichende Form der Integration.

Über den Schulstoff hinaus lernen die Kinder noch viel mehr. Die neunjährige Moni freut sich, wenn die Kinder der Förderschule dabei sind: „Die Behinderten gehören zu unserer Klasse.“

Zusammen waren sie schon im Schullandheim. Da wollten Moni und ihre Freundinnen mit Eva ins Zimmer, doch das ging nicht, weil sich Eva nicht

allein anziehen kann. Sie wurde mit Down-Syndrom geboren. Trotzdem toben beide gemeinsam durch die Turnhalle. Die behinderten Kinder gehören einfach dazu. „Die Behinderten beißen nicht.“ So beschreibt Sonderschullehrerin Susanne



ILLUSTRATION PETER O. ZIERLEIN

Gabel die ersten Eindrücke der Regelschüler. In der Schule haben die meisten zum ersten Mal Kontakt mit behinderten Kindern. Anfangs bestaunten die Margetschhöchheimer Schüler diese „wie im Zoo“, erinnert sich Gabel. Doch allmählich sind sie ein Teil des Schulalltags geworden.

Der Alltag in der Außenklasse bringt allerdings einige Überraschungen mit sich: Klaus spuckt manchmal, Eva zieht ihre Mitschülerinnen an den Haaren – ein Nachteil also für die Regelschüler? „Bestimmt nicht“, sagt Grundschullehrerin Sabine Oppel. Ihre Schüler profitieren vor allem im sozialen Bereich enorm. Außerdem erweitern sie ihre Sichtweise durch den Umgang mit Behinderten.

Die Förderschüler kommen aus dem geschützten Bereich ihrer Schule in die eher leistungsorientierte Grundschule. „Wir neigen dazu, unsere Kinder in Watte zu packen, und waren unsicher, ob sie an der Grundschule be-

stehen können. Schaffen sie es, den festen Zeitplan dort einzuhalten?“, fragte sich Förderschullehrerin Gabel. Doch es funktionierte. Und die Behinderten lernen viel dazu, weil ihnen die Regelschüler als Vorbild dienen.

Zweifel an diesem Modell hegten auch die Eltern der Regelschüler: „Viele befürchten, die Förderschüler behindern ihre Kinder beim Lernen“, so Gabel. Aus diesem Grund sind die Klassen in Fächern wie Mathe oder Heimat- und Sachunterricht getrennt. „Vor allem in der vierten Klasse wird der Druck der Eltern riesig, aus Angst, die Behinderten verbauen den Kindern den Weg aufs Gymnasium“, berichtet Gabel.

„Wir können den Unterricht aber so gestalten, dass möglichst keine Nachteile entstehen“, beschwichtigt Grundschullehrerin Oppel. Weil einer Außenklasse neben einer Lehrerin gleichzeitig eine Erzieherin zur Verfügung steht, werden die Kinder beim gemeinsamen Unterricht also dreifach betreut. Doch die Lehrkräfte kennen auch die Grenzen des Modells: „Für mehr gemeinsamen Unterricht brauchen wir mehr Zeit, also eine Ganztagschule“, sagt Oppel. Sie hält die Außenklasse für einen guten Ansatz zur Integration: „Bei den gemeinsamen Projekten entsteht ein Miteinander.“ Feste Freundschaften, bei denen sich die Kinder außerhalb der Schule treffen, gibt es aber nicht. Dafür leben sie zu getrennt.

Das soll sich im nächsten Jahr ändern. Susanne Gabel setzt sich für eine Integrationsklasse in den ersten zwei Schuljahren ein. Dort sollen zwei Lehrer zusammen mit einer Erzieherin die Klassen der Grund- und Förderschule in allen Fächern unterrichten. Doch die Lehrer wissen: Die Eltern machen nur mit, wenn die Leistungen ihrer Kinder mindestens genauso gut sind wie die der Schüler in den Parallelklassen.

Die Haare der Jungen sind nass geschwitzt, die Wangen der Mädchen leuchten rot. Doch die Stunde ist noch nicht vorbei: Alle liegen dicht beieinander und strecken die Arme nach oben. Auf den Händen wird ein Mädchen als Paket durch die Reihe getragen, ein Balanceakt. Doch er glückt.

CAROLIN (18)

*Namen der Schüler geändert

deutschland hat die konvention der vereinten nationen für behinderte anerkannt

Ihr gehört zu uns! Aus Integration wird Inklusion

Seit 1994 heißt es im Grundgesetz: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“ Auch die Vereinten Nationen haben die Rechte von Behinderten nun gestärkt. Das Signal, das sie aussenden heißt: Ihr Behinderten gehört von Anfang an dazu – auch an den Schulen! Man nennt das Inklusion. Es wurde eine international verbindliche Behindertenrechtskonvention erarbeitet. Am 30. März 2007 verabschiedete die Generalversammlung in New York die Konvention in ihrer Endfassung. Auch Bundestag und Bundesrat haben die Konvention inzwischen ratifiziert, das bedeutet, sie haben sie übernommen. Die Ziele der Vereinten Nationen für Menschen mit Behinderungen gelten seit März 2009 auch in Deutschland. Behinderung ist nun offiziell ein Menschenrechtsthema, und Behinderte erhalten neue Rechte. Die Veränderungen des

Gesetzes beziehen sich auf Würde, Inklusion, Selbstbestimmung, Chancengleichheit und Barrierefreiheit. So soll zum Beispiel jedes behinderte Kind das Recht haben, an eine normale Schule zu gehen. Hamburg und Bremen haben Teile der Konvention bereits in ihre Landesgesetze übernommen. Dort ist nun Landesrecht, dass alle Eltern von Kindern mit Behinderungen die Schule frei wählen können. Das ist aber zunächst nur der juristischen Ebene. Auf der praktischen Ebene gibt es oft noch viele Hindernisse. Die Ziele sind in den Schulen unterschiedlich weit umgesetzt. Die Reporter von Q-rage haben an ihren Schulen nachgefragt. Das Archenhold-Gymnasium in Berlin ist noch nicht vollständig behindertengerecht ausgebaut. Der Direktor sagte im Interview mit Q-rage, dass Behinderte an seiner Schule sehr wohl eine Chance hätten. Bisher jedoch gäbe es kaum behinderte Schü-

ler. Gehbehinderte erhalten Fahrdienste, außerdem können für sie auch Ausnahmen in der Schulordnung gemacht werden. Probleme entstehen allerdings bei körperlich schwer Behinderten. Es müssten vier Fahrstühle eingebaut werden – das ist architektonisch nicht möglich. Für einen Einbau von Liften sind die Treppenaufgänge zu eng. Das Verhältnis zwischen Aufwand und Nutzen wäre nicht gegeben. Das Fritz-Henßler-Berufskolleg in Dortmund ist noch nicht barrierefrei umgebaut. Es wird aber in Zukunft nach einem großen Umbau über einen großen Aufzug für Rollstuhlfahrer zugänglich sein. Zusätzlich wird eine Rampe im Eingangsbereich eingebaut. Auch die Klassenräume werden barrierefrei. Das heißt, es werden ausreichend breite und schwellenlose Türen, tiefer gelegte Lichtschalter und vieles mehr entstehen. Die Kosten übernimmt die Stadt Dortmund.

Die Berufsfachschule in Ansbach wurde bereits behindertengerecht gestaltet – von den physischen Zugängen her. Der Konrektor erzählte Q-rage im Interview, dass die Schule in mehrere Gebäude gegliedert ist, wobei der Neubau behindertengerecht eingerichtet wurde. Die Schule musste sich an die Bestimmungen für öffentliche Gebäude halten. Das Geld für den Umbau kam vom Landratsamt in Ansbach und dem Freistaat Bayern. Die Kosten für den Neubau betragen sieben Millionen Euro. Die Auszubildenden für Kinder- und Sozialpflege können nun mit dem Rollstuhl in die Fachschule. Bis zur pädagogischen Integration aller Kinder mit Behinderungen ist es noch weit. Die Konvention der Vereinten Nationen für Menschen mit Behinderungen lässt den Schulen zur Umsetzung auch noch etwas Zeit.

FRIEDERICKE (17), TUGBA (21), NATASCHA (17), JASMIN (17)



Wo anders sein normal ist



ILLUSTRATION PETER O. ZIERLEIN

Die private Waldhofschule im brandenburgischen Templin ist eine Ausnahme. Behinderte und Nichtbehinderte Schüler haben gemeinsamen Unterricht, und zwar in allen Fächern. Ein Besuch an der „Schule für alle“.

Fragt man Jacqueline aus der 1a, wer aus ihrer Klasse behindert sei, dann zeigt sie auf Tony. Manchmal werde ihm die Hand zu schwer, und die Lehrerin muss Tony deshalb helfen. Und sie nennt Vanessa. Auch deren Hand funktioniert nicht richtig. Neuerdings. Stolz hat Vanessa ihren Gips herumgezogen und die Mitschüler darauf in bunten Farben unterschreiben lassen. Für Jacqueline und die anderen Erstklässler der „Waldhofschule“ in Templin ist es einfach, zu sagen, wer die „behinderten“ Schüler sind: Alle.

„Hier ist anders sein normal“, sagt die Sonderpädagogin Antje Uibel. Die Klassen der privaten Grundschule setzen sich je zur Hälfte aus behinderten und nichtbehinderten Kindern zusammen. Bis zur sechsten Klasse werden die Schüler in allen Fächern gemeinsam unterrichtet. Damit ist die Schule eine sehr seltene Ausnahme in der deutschen Schullandschaft.

„Jedes Kind hat das Recht, eine normale Schule zu besuchen“, heißt es in der UN-Konvention, die zum März 2009 auch in der Bundesrepublik in Kraft trat. Dennoch lernen noch über 80 Prozent aller behinderten Kinder und Jugendliche an Sonderschulen. Das deutsche Schulsystem sortiert sie aus und verteilt sie auf Schulen für Lern-

behinderte, geistig Behinderte, Sprachbehinderte, Sehbehinderte und Gehörlose.

Die Waldhofschule im brandenburgischen Templin sortiert nicht aus. Im Gegenteil. „Wir sind den umgekehrten Weg gegangen“, erzählt der Schulleiter Wilfried W. Steinert. Statt ein, zwei behinderte Schüler in eine Regelklasse zu integrieren, hat die ehemalige Förderschule für geistig Behinderte „die Regelschüler eingeladen“. Bei diesen Worten breitet der Schulleiter die Arme aus. Seit 2003 bestehen die Klassen nun je zur Hälfte aus Regelschülern.

Viele Eltern nichtbehinderter Kinder hatten am Anfang Bedenken, dass ihre Kinder nicht genug lernen könnten. Gleichzeitig waren sie sehr neugierig, ob und wie das funktionieren könne. „Ich bekomme heute noch Gänsehaut“, sagt Uibel und reibt sich den Arm. Sie erzählt vom ersten Elternabend. Vom Klassenraum bis hinaus in den Gang hätten die Eltern gestanden.

Werden die Regelschüler durch Förderschüler gehemmt? Steinert, der Schulleiter, kann angesichts solcher Bedenken heute lächeln. Das Gegenteil sei der Fall. „Es befreit sie.“ Denn durch den Umgang mit behinderten Kindern, lernen die Schüler füreinander Verantwortung zu tragen – und damit auch für sich selbst.

„Niemand bleibt zurück“, lautet einer der Leitsätze der Schule. Damit langsame Schüler nicht überfordert werden, aber schnelle sich auch nicht langweilen, betreuen fünf Pädagogen

Tony, Vanessa und die anderen 36 Schüler der ersten Jahrgangsstufe. Die Lehrer arbeiten im Team zusammen und können sich so jederzeit austauschen. Bei Bedarf teilen sie die Klassen in kleinere Gruppen auf, um das Lernen noch individueller zu gestalten. Frontalunterricht wollen die Templiner aus den Räumen weitgehend verbannen. Außerdem orientieren sich die Pädagogen an der Templiner Inklusionsschule nicht von vornherein an den Schwächen der Schüler, erläutert Uibel. „Schwächen hat jedes Kind.“ Es sei aber viel sinnvoller, an den Stärken anzusetzen.

Das müssen auch die Eltern noch lernen. „Viele sind zu ungeduldig“, kritisiert Schulleiter Steinert.

Nicht jede Schule müsse dem Beispiel der Waldhofschule folgen, meint Uibel. Schließlich sei der Unterricht in Regelklassen nicht für alle Kinder die beste Lösung. Schüler mit schweren Konzentrationsstörungen zum Beispiel bräuchten eine viel intensivere Betreuung. Doch ein sonderpädagogisches Zentrum in jedem Einzugsgebiet wäre schon ein Fortschritt.

Die meisten Schüler der 1a werden nach der siebten Klasse an weiterführende Oberschulen gehen. Geistig behinderte Jugendliche bleiben in der Regel bis zum Mittleren Schulabschluss. Heute aber gestaltet Tony erst mal ein herbstliches Spritzbild. Seine Lehrerin hilft ihm, mit einer Zahnbürste Farbe über einem Ahornblatt zu verteilen. Manchmal schafft er es ganz allein.

MAREIKE (18)

*Namen der Schüler geändert

mensch bleibt mensch

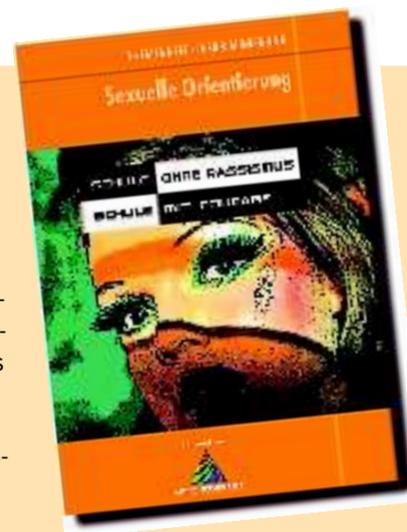
Schülerinnen im Selbstversuch: Jasmin und Tugba betrachten die Welt mit den Augen einer Rollstuhlfahrerin

Warum habe ich mich nur auf dieses Experiment eingelassen? Nun sitze ich im Rollstuhl – und meine Freundin Tugba schiebt mich durch ein Einkaufszentrum. Unser erster Weg führt über Pflastersteine. Schon nach fünf Minuten hasse ich diese schrecklichen Steine. Ich beginne zu erfahren, was es heißt, im Rollstuhl zu sitzen. Ich spüre, wie mein Gesäß langsam anfängt zu streiken. Mein Po fühlt sich an, als hätte ich drei Stunden auf einem harten Holzstuhl sitzen müssen. Als wäre das nicht schon genug, fange ich auch noch an zu frieren. Ich habe mich falsch angezogen – weil ich vergessen habe, dass ich mich ja kaum bewegen kann. Eine wärmende Decke wäre jetzt nicht schlecht. Nachdem wir uns für einen anderen Weg, einen asphaltierten, entschieden haben, erreichen wir endlich unser Ziel – das Einkaufszentrum in Oberhausen. Dort erwartet uns schon gleich das nächste Problem: Menschen, genauer Menschenmassen. Rücksichtslose und egoistische Leute kommen uns entgegen. Für Tugba ist es eine Herausforderung, mich einigermaßen gut durch Lücken in den Menschenmassen zu schieben. Kaum ein Mensch hält es für nötig, Platz zu machen. Wieso eigentlich? Egal, Tugba schafft das.

Zunächst trauen wir uns nicht, die Geschäfte zu betreten, weil wir nicht wissen, was uns dort erwartet. Aus diesem Grunde machen wir erst einmal Schaufenster-Shopping. Gucken ist kein Problem. Aber aussuchen und kaufen. Dann gehen wir in das Geschäft, es ist ein Modegeschäft, damit ich mir die Klammotten besser anschauen kann. Als mir nun eine schöne Hose ins Auge springt, entsteht ein neues Problem: Ich muss Tugba bitten, mir die Hose aus dem oberen Regal zu geben. Ich merke, was wir nicht wußten, was aber RollstuhlfahrerInnen permanent bedrückt: Sie brauchen Hilfe. Nach einiger Zeit probierten wir den Aufzug aus, um in die zweite Etage des Einkaufszentrums zu gelangen. Die Warteschlange war lang, sehr lang. Nicht nur Rollstuhlfahrer sind auf einen Aufzug angewiesen, sondern auch Mütter mit Kinderwagen und ältere Leute. Was mich aber am allermeisten stört: Warum gaffen die Menschen mich so herablassend an? Dieses Gefühl, ständig angeglotzt zu werden, ist unangenehm. Es bedrückt mich. Ich frage mich die ganze Zeit: Ist denn der Rollstuhl nicht der einzige Unterschied? Ich bin doch trotzdem der gleiche Mensch geblieben. **JASMIN (17), TUGBA (21)**

Themenheft: Sexuelle Orientierung

Die Broschüre informiert über verschiedene Formen von sexueller Orientierung und von sexuellen Identitäten sowie über das Coming-out. Ein Kapitel beschäftigt sich damit welche Rolle monotheistischer Religionen bei der Ablehnung von Homosexualität spielen. Einige beispielhafte Unterrichtsmaterialien geben Anregungen, wie das Thema im Unterricht behandelt werden kann, um Diskussionen in Gang zu setzen.



1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org





FOTO: METIN YILMAZ

„Hier gibt's doch gar keine Schwulen!“

Der Gastbeitrag: Wie homophob sind SchülerInnen? Eine Schule wollte es wissen und hat geforscht.

Das Otto-Hahn-Gymnasium in Göttingen gehört seit einigen Jahren zum Netzwerk „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Die Schule befasste sich im Rahmen der Projektarbeit bislang überwiegend mit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Es ist relativ leicht, sich für Minderheiten einzusetzen, die man erkennen kann, und deren Diskriminierung fast

jedem gleich auffällt. Aber wie ist das mit Gruppen, die es in der Schule scheinbar gar nicht gibt? Wo ist es schon alltäglich, dass zwei Jungen auf dem Pausenhof Händchen halten oder Mädchen in aller Öffentlichkeit rumknutschen?

Am Anfang war die Gruppe etwas ratlos: Wie sollte ein Thema angegangen werden, bei dem viele Betroffene unerkannt bleiben wollen? Nach ausführlicher Einarbeitung in die Fachliteratur

entschieden sich die Schüler für eine anonyme Fragebogenaktion. So konnten sie Homosexualität und Homophobie zum Thema machen, ohne schwule oder lesbische Mitschüler bloß zu stellen und gleichzeitig Diskussionen unter den SchülerInnen und LehrerInnen anstoßen.

Für die Umfrage in allen Klassen und Jahrgängen verwendete die SOR-Gruppe einen leicht angepassten Fragebogen aus einer Informationsbroschüre für Lehrer. Mit Hilfe der Lehrer konnte die Befragung innerhalb von zwei Wochen abgeschlossen werden. Am Ende wartete ein Berg von 841 ausgefüllten Fragebögen darauf, ausgewertet zu werden. Die Uni Göttingen griff den Schülerinnen und Schülern mit einem Fragebogenscanner unter die Arme.

Grundsätzlich ist die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler an der Schule Lesben und Schwulen gegenüber eher tolerant eingestellt, allerdings bei bestimmten Fragen nur mit einer knappen und keiner überwiegenden Mehrheit. So werden homosexuelle Lehrerinnen (54,3 Prozent) und Lehrer (48 Prozent) von vielen akzeptiert. Rund 20 Prozent der befragten Schüler sagen aber, dass sie mit homosexuellen Lehrkräften ein Problem hätten.

Ein etwas anderes Bild ergibt sich, wenn man die Antworten auf die Aussage „Ich glaube, an unserer Schule gibt es weder Lesben noch Schwule“ betrachtet. Dieses Ergebnis zeigt, dass homosexuelle Kontakte in der Schule eher tabuisiert sind. Mit 43,5 Prozent gehen zwar die meisten davon aus, dass es homosexuelle Personen an der Schule gibt, ein beachtlicher Teil (43,8 Prozent) allerdings ist sich nicht so sicher, und immerhin 8 Prozent glauben, es gäbe gar keine Homosexuellen an der Schule. Werden die Angaben getrennt nach Jahrgängen ausgewertet, dann zeigt sich: Je höher die Klassenstufe, umso eher sagen die Schüler auch, dass es an der Schule Lesben und Schwule gibt.

Die Ergebnisse zeigen, dass Homosexualität an der Schule nach wie vor ein heißes Thema ist. Letztlich wäre es mehr als bedauerlich, wenn es einer intoleranten Minderheit gelingen sollte, junge Menschen am offenen Umgang mit dem Freund oder der Freundin zu hindern.

Die Umfrage hat für einigen Gesprächsstoff auf den Pausenhöfen und in den Klassenzimmern gesorgt. Vielleicht sind dabei sogar einige falsche Gewissheiten und das eine oder andere Vorurteil ins Wanken geraten.

JELENKA

Deutsche Freunde, gute Noten

Betül Emin, Seyma Kotan und Aysin Senkal sind Schülerinnen in Bremen, und sie wollten es genau wissen: Gibt es einen Zusammenhang zwischen den Noten, der Muttersprache und dem Freundeskreis? Also erforschten sie es. Sie befragten 334 SchülerInnen am Schulzentrum Walle in Bremen. Dort haben ein Drittel zugewanderte Eltern. Die Ergebnisse sind interessant. Sie lassen nicht den Schluss zu, dass sich die Zuwandererkinder isolieren würden. So sind zum Beispiel acht von zehn Befragten mit Deutschen und Migranten befreundet. Ganze drei Prozent haben nur unter Migranten Freunde. Aber Betül, Seymabetül und Aysin wollten herausfinden, ob Kinder mit Migrationshintergrund dann besser in der Schule sind, wenn sie mit Deutschen befreundet sind. Und so war es auch: „Die leistungsstärksten Schüler mit Migrationshintergrund weisen ein integriertes Verhalten auf“, hal-

ten die jungen Forscherinnen fest. Das heißt: Sie haben deutsche Freunde, sie sprechen zu Hause Deutsch mit ihren Eltern und sehen deutsches Fernsehen. Allerdings gibt es auch noch Fremdheiten. Vier von zehn Migrantenkinder fühlen sich von LehrerInnen benachteiligt – aufgrund ihrer Herkunft. Immerhin ein Drittel spricht zu Hause mit den Eltern ausschließlich in der Muttersprache.

Beeindruckt von dem Forschungsprojekt war Bremens Bürgermeister Jens Böhrnsen (SPD). Er lud die Schülerinnen ein, um darüber zu sprechen, wie aus den Ergebnissen ein Integrationsmodell für ihre Schule werden kann.

Die Broschüre „Kommunikation – Leistung – Integration“ kann als pdf-Dokument heruntergeladen werden: www.schule-ohne-rassismus.org/fileadmin/pdf/kommunikation-leistung-integration-bremen-2009-web.pdf.

Handbuch Flucht

Wie kann die Thematik „Flucht und Asyl“ in der Schule bearbeitet werden? In Kooperation mit Caritas, Pro Asyl, DRK, terre des homes und der UNO-Flüchtlingshilfe wurde unter der Trägerschaft der GEW ein Handbuch zu dieser Fragestellung entwickelt. „Flucht & Asyl – Ein Thema für Schulen“ bietet einen für den Unterricht konzipierten Zugang zum Themenkomplex Flucht und Asyl. Die Handbücher sind in Form von zwei Loseblattsammlungen, abgestimmt jeweils auf die Grund- und Sekundarstufe, erhältlich. Anregungen und Kopiervorlagen ermöglichen eine



altersgerechte Behandlung im Unterricht an den Schulen.

Zu bestellen bei „Schule ohne Rassismus“, Ahornstraße 5, 10787 Berlin.

schulpartnerschaft 3

Moskau – Dormagen

Amsterdam, im Jahr 2007: Schülerinnen und Schüler einer Gesamtschule in Dormagen bei Köln und der Moskauer Schule 863 besuchen gemeinsam das Anne-Frank-Haus. Die zwei Schulen hatten sich über den Lehrplan abgesprochen und jeweils zusammen das „Tagebuch der Anne Frank“ gelesen. Dies war Teil eines damals schon jahrelang laufenden Austauschprogramms.

2002 entstand der Kontakt zur Schule 863 in Moskau durch Wladimir Naumow (77).

Naumow ist ein ehemaliger Zwangsarbeiter, der als zwölfjähriges Kind beim Rückzug der Wehrmacht aus der damaligen Sowjetunion von den deutschen Truppen verschleppt wurde. Er kam zu einer Bauernfamilie in den Raum Bielefeld, in der Nähe des Kriegsgefangenenlagers Stukenbrock.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs kehrte er mit Dimitri Orlow, einem heute 100 Jahre alten Überlebenden, aus diesem Lager nach Russland zurück. Einige Jahre nach

Ende des Kriegs gründeten die beiden gemeinsam ein kleines Museum über Stukenbrock, in Zusammenarbeit mit der Moskauer Schule 863. Dort wird es noch heute von Schülern und Zeitzeugen zusammen betreut.

Als Wladimir Naumow einem Lehrer der Dormagener Schule erzählte, wie er die Erinnerung an das Kriegsgefangenenlager Stukenbrock pflege und dass die Moskauer Schule eine deutsche Partnerschule suche, war das Interesse auf deutscher Seite

groß: Die Dormagener Schüler kümmern sich bereits regelmäßig um die Friedhöfe von Stukenbrock und nahmen dort jährlich an einer Gedenkveranstaltung teil. Als sich beide Seiten über ein Besuchsprogramm schnell einig wurden, war dies der Anfang einer langjährigen Freundschaft und der Beginn des Projekts „Gemeinsam Gedenken“.

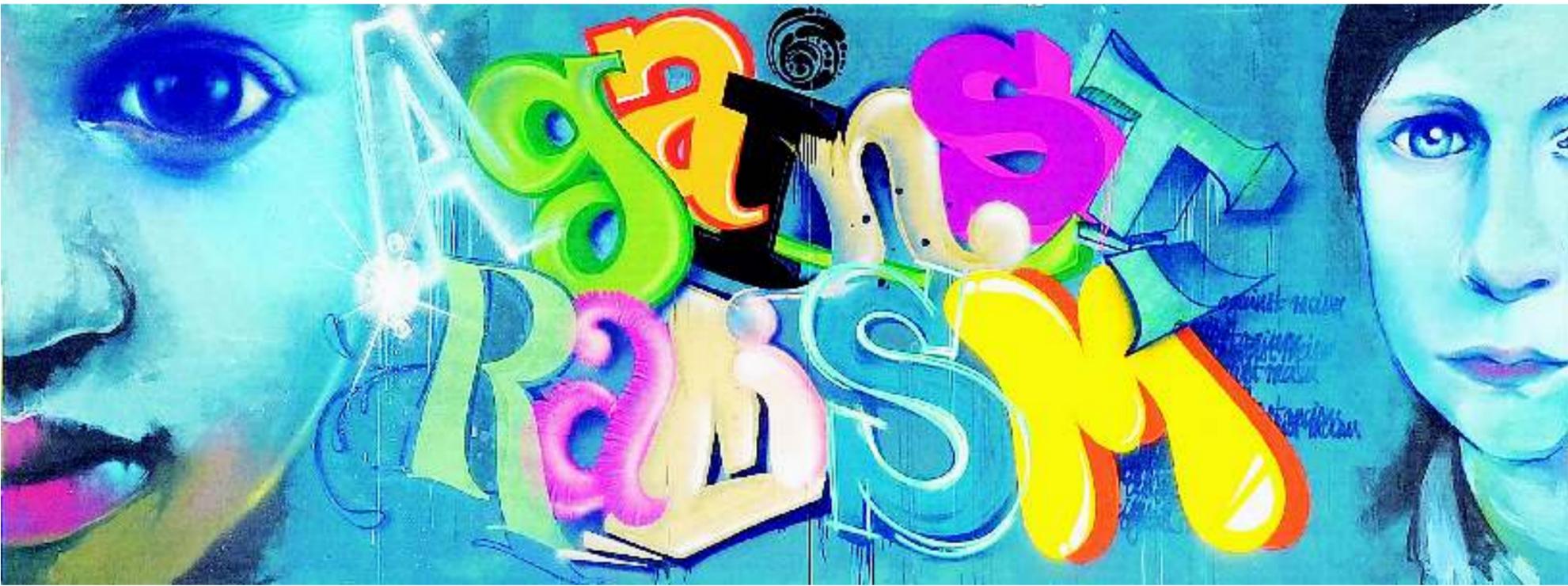
Bereits im September 2002 lud die Gesamtschule erstmals die Moskauer Schüler nach Dormagen ein. Mehrere beidsei-

ge Besuche folgten, die vor allem der gemeinsamen Pflege der Gedenkstätte gewidmet waren. Für die Moskauer Schüler war es das erste Mal, dass sie zu dem Ort fuhren, um den sie sich im Museum an ihrer Schule täglich kümmerten. Im Mai 2010 steht der nächste Besuch an, diesmal in Moskau. Die gemeinsame Arbeit ist für beide Seiten selbstverständlich geworden, und trotz der großen Entfernung zwischen beiden Städten gibt es weiterhin gemeinsame Pläne. **VALÉRIE (15)**

Zirkus Courage 2

Starke Männer, Fakire, Jongleure, Seiltänzerinnen und Clowns – all das und noch viel mehr war am Freitag, den 10. Juli beim Gastspiel des „Zirkus Courage“ im Fontane-Haus in Berlin-Reinickendorf zu sehen. Eine zweistündige Show der Sonderklasse erwartete die 500 Zuschauer. Die Artisten im Alter von 6 bis 13 Jahren stammten allesamt aus der Grundschule in den Rollbergen im Märkischen Viertel in Berlin.





Wir haben's geschafft! Am 21. Dezember 2009 wird unsere Schule, die Richard-Rother-Schule in Kitzingen (Bayern), eine „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Um uns diese Einstellung immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, haben wir zwei professionelle Sprayer beauftragt, die Idee des Projekts künstlerisch umzusetzen. Seit diesem Schuljahr ziert das Graffiti „against racism“ unsere Aula. Das Bild symbolisiert das friedliche Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft. **FOTO: GERD ULHERR**

Mit Bürgern gegen Rechtsrocker

Die NPD will mit dem „Fest der Völker“ in Thüringen ein rechtsextremes Zentrum schaffen. Die Zivilgesellschaft hält dagegen. Ein Augenzeugenbericht.

Ein Papierschiff. Dann mehr und mehr. Eine kleine demokratische Flotte aus Papierschiffchen schwimmt die Kotschau hinunter. Sie segelt vorbei am Festival der Nazis, die in Pößneck ihr Gedankengut verbreiten. Friedlich und in aller Ruhe plätschern die Boote durch den Fluss. Das Ganze ist eine gewaltfreie Aktion der evangelischen Landesjugend.

So jedenfalls ist es geplant. Als Protest gegen das „Fest der Völker.“

Unter diesem Namen hat die NPD ein riesiges Musikfestival angemeldet. Jährlich bis 2015 soll es stattfinden. Tausende Neonazis werden dazu erwartet. Dieses „Fest der Völker“ ist keine lokale Veranstaltung. Es knüpft an das SS-Konzept vom „Europa der Vaterländer“ an. Ein großer Plan. Aber es ist nicht ausgemacht, dass er auch diesmal aufgehen wird. Denn die Nazis haben einen Gegner, der langsam stärker wird: Die Zivilgesellschaft rund um Jena wehrt sich.

Die Fahrt mit der Regionalbahn Nummer 16.963 ist eine romantische Reise. Der Zug schlängelt sich von Jena aus durch die leichte Hügellandschaft Mittelthüringens bis Pößneck. Im Zug hunderte junger Leute, Schüler, einfache Jenaer Bürger. In Pößneck aber erwartet die engagierten Bürger keine Idylle. Bereitschaftspolizei empfängt

die Leute. Waffenstarrende Polizisten kontrollieren die Gegendemonstranten und geleiten sie so weit weg wie möglich vom Festplatz der Nazis.

Die Polizei will eine Schlacht verhindern. Manche Polizisten machen einen nervösen Eindruck. „Ich war den ganzen Tag über unsicher und wusste nicht, wie die Polizei reagieren würde“, erzählt Richard Kempert. Der 15-jährige kommt von der Jenaplan-Schule in Jena. „Von Anfang an war die Polizei aggressiv. Ihre Präsenz hatte wenig mit Schlichtung oder dergleichen zu tun.“ Und dann erzählt der Schüler, der sich bei der Initiative „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ engagiert, wie die Polizisten „selbst gegen 13- und 14-jährige mit Pfefferspray vorgegangen sind“.

Kein Wunder, dass die Polizei unruhig ist. Das „Fest der Völker“ ist kein kleines, überschaubares Nazifest, sondern ein international aufgezogenes Festival des Nazirocks. Bands und Redner aus ganz Europa sind dort zu Gast. In den Jahren seit 2005 waren jeweils 500 bis 1.000 Nazis gekommen. Im Juli erschienen zu einem Konzert im nahen Gera 4.000 rechtsextreme Konzertbesucher. Die NPD hat Thüringen als Aufmarschgebiet entdeckt.

Gegen die Nazis aktiv zu werden, ist gar nicht so einfach. Denn in den Auseinandersetzungen spielen immer auch Behörden und Gerichte eine Rolle. Diese veranstalten fast jedes Jahr ein verwirrendes Wechselspiel. So auch diesmal. Der Saale-Orla-Kreis verbietet das Nazifest. Der Grund: Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Nach dieser Nachricht geht ein erleichterter Ruck durch die Medien. Viele denken, das „Fest der Völker“ werde nicht stattfinden.

Ein Trugschluss. Die Leute vom Jenaer „Aktionsnetzwerk“, die den Protest gegen die Nazis koordinieren, warnen, dass das zuständige Gericht in Gera das Verbot aufheben werde. So kommt es auch. Jetzt ist der Weg für die Nazis wieder frei. Aber die Zivilgesellschaft ist inzwischen im Osten der Republik stärker, als mancher denkt. Auch in Pößneck gibt es Initiativen gegen das Rechtsrockfestival. Dazu gehört eine „Meile der Demokratie“ mit 40 Wohltätigkeitsvereinen, der Kirche und Sportvereinen. Sogar eine Hüpfburg für Kinder ist aufgebaut. Die gut organisierte Antifa spottet über die familientaugliche „Ü-30-Antifa“ – aber sie ist ein unverzichtbarer Teil der Gegenbewegung. Dazu gehört auch der Pößnecker Bürgermeister Michael Modde (Freie Wähler). „Die Veranstaltung der NPD ist in

„Die Veranstaltung der NPD ist in Pößneck definitiv nicht willkommen“

Pößneck definitiv nicht willkommen“, sagt er. Der Stadtvater sagt gleichzeitig, dass man die Neonazis nur unter Einhaltung von Gesetzen erfolgreich bekämpfen kann. „Bei Gegendemonstrationen lehne ich jegliche Ordnungswidrigkeit ab.“ Modde will so vermeiden, „dass die Neonazis meinen, wir würden undemokratisch mit ihnen umgehen.“

Das Hin und Her in Pößneck endet diesmal gut. Das „Fest der Völker“ wird ins Schützenhaus verlegt, ein Schulungszentrum der Thüringer Neonazis. Dort kesseln viele Demonstranten und die Polizei die Rechtsextremen ein. „Es ist der Jenaer NPD nicht annähernd ge-

lungen, so viele Besucher zu mobilisieren wie angestrebt. Das sehen wir als Erfolg der vielfältigen Protestbewegung an“, sagt Luise Zimmermann. Sie ist eine der Sprecherinnen des Jenaer Aktionsnetzwerks in Pößneck. Das zeige, „dass ziviler Ungehorsam gegen Nazifeste nicht nur legitim, sondern auch erfolgreich ist“.

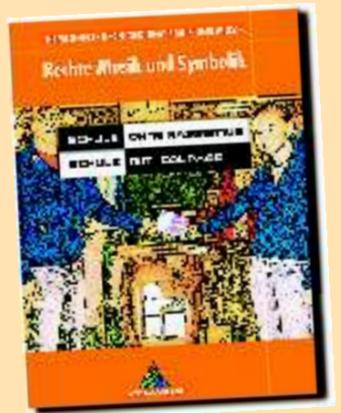
Ohne das Jenaer Aktionsnetzwerk hätte das „Fest der Völker“ wohl gänzlich ungestört stattfinden können. Seit 2007 hat sich das Aktionsnetzwerk zur Aufgabe gemacht, Diskriminierung und rechtsextremen Gedankengut keine Chance zu geben. Es geht nicht nur darum, das Nazifest zu verhindern. Das Netzwerk will die Gesellschaft aufklären. Dazu gehört, jungen Menschen die Angst vor Demonstrationen zu nehmen. Dafür gab es seit Frühjahr 2009 zahlreiche Workshops, um sich auf das Ereignis im September vorzubereiten. „Ich fand es sehr aufregend und hatte am Anfang auch Angst. Aber das ließ nach einiger Zeit dann nach“, sagt Miriam (15) von der Waldorfschule Jena.

Nur eines vermissten die Demonstranten am Ende. Es fehlte die liebevoll gefaltete antifaschistische Flotte. Die Behörden hatten sie wegen der möglichen Provokation gegenüber den rechtsextremen Musikfreunden verhindert – indem sie die Demonstration einfach vom Fluss weg verlegten. **JANNIK (17)**

Nachtrag: Nach Redaktionsschluss verlor die NPD bis auf Weiteres den Zugriff auf das Schützenhaus in Pößneck. Nach dem Tod des hohen NPD-Funktionärs Jürgen Rieger, in dessen Eigentum die Immobilie war, versiegelte das Ordnungsamt Pößneck das Haus. Es sichert das Gebäude so für die Erben, die nicht der rechtsextremen Szene nahe stehen sollen.

Themenheft: Rechte Musik und Symbolik

Immer wieder versuchen Neonazis an der Schule Fuß zu fassen. Mit ihrer Musik, mit Symbolen an der Kleidung, mit ihrer Ideologie. Die aktualisierte Neuauflage des Themenhefts „Rechte Musik und Symbole“ hilft SchülerInnen dabei, rechte Musikangebote und Zeichen zu erkennen, um erfolgreich gegen die Verbreitung rassistischer, antisemitischer und volksverhetzender Inhalte vorgehen zu können. Es liefert Informationen über die rechtsradikale Musikszene, ihre Ideologie, ihre Akteure und Inhalte.



1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org





Kinder von Bootsflüchtlingen in Italien. FOTO: METIN YILMAZ

Als Lucie nicht nach draußen durfte

Lucie ist 17. Wie sie da im Wohnzimmer ihrer Eltern sitzt, wirkt sie wie ein ganz normaler Teenager. Dunkle Haut, braunes, offenes Haar, modische Kleidung. Keiner würde vermuten, welch harte Kindheit diese junge Frau aus Baden-Württemberg hinter sich hat.

Zusammen mit ihrer Familie ist sie dreimal vor der Polizei geflüchtet, die sie und ihre Familie aus Deutschland abschieben wollte. „Eine Zeit, in

65.000 Flüchtlinge leben laut Bundesinnenministerium zurzeit in Deutschland. Auch die christliche Familie A. aus dem Sudan hatte Asyl gesucht. Als ihr Antrag scheiterte, half die evangelische Kirchengemeinde.

der wir uns nie sicher fühlten“, meint ihr Vater Goseph.

Im August 1990 kamen Lucies Eltern zusammen mit der damals zwei Monate alten Schwester Jully nach Deutschland. Die christliche Familie war aus dem Sudan vor dem islamistischen Regime von Omar al-Bashir geflohen. Al-Bashir hatte sich 1989 an die Macht geputscht und verteufelt und verfolgt bis heute alle Andersgläubigen.

In der Bundesrepublik stellte Lucies Familie Antrag auf Asyl. Lucie und

ihr Bruder Rounie wurden schon in Deutschland geboren. Ihre ersten Lebensmonate verbrachten sie in einem vier mal vier Meter großen Zimmer im Haus für Asylsuchende, das der fünfköpfigen Familie als Wohnung zugewiesen worden war. Drei Jahre nach ihrer Einreise lehnten die Behörden den Asylantrag ab. Zur Begründung hieß es, die Familie sei ja „nur“ religiös, jedoch nicht politisch verfolgt.

Aus Angst abgeschoben zu werden, floh die Familie vorübergehend zu

Bekannt. Als die Behörden eine Klage gegen die Entscheidung gleichfalls ablehnten, brachten Nachbarn die Familie in ein anderes Bundesland und versteckten sie in einem Kloster. Sie befürchteten einen erneuten Abschiebungsversuch.

Im Jahre 1996 spitzte sich die Lage dramatisch zu. Als Lucies Eltern sich wiederholt weigerten, freiwillig in den Sudan zurückzukehren, forderte die Ausländerbehörde die damals vierjährige Lucie und ihren dreijährigen Bruder Rounie auf, die Bundesrepublik innerhalb einer Woche allein zu verlassen. Die evangelische Kirchengemeinde Karlsbad-Spielberg in Baden-Württemberg entschied deshalb, der Familie im Gemeindehaus Asyl zu gewähren. „Ich weiß nicht mehr viel von dieser Zeit“, erinnert sich Lucie, „aber wir durften nie nach draußen zum Spielen.“

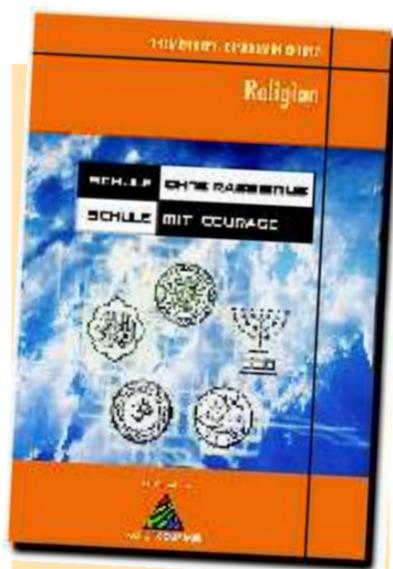
9.000 Menschen unterschrieben damals eine Petition, in der sie forderten, dass die Familie bleiben dürfe. Der Fall ging durch die Medien und machte Menschen in ganz Deutschland auf die Familie aufmerksam. Doch nicht nur jene, die es gut meinten. Lucie erinnert

Goseph A. bekam Herzprobleme. Helfer brachten den Familienvater nachts heimlich ins Krankenhaus

sich, dass regimetreue Sudanesen vor dem Gemeindehaus aufkreuzten und der Familie drohten. Lucies Vater Goseph war dem körperlichen Zusammenbruch häufig sehr nahe. Er brauchte wegen Herzproblemen einen Arzt, aber hätte er das Gemeindehaus verlassen, wäre er sofort verhaftet worden. Helfer brachten den Familienvater spät in der Nacht heimlich ins Krankenhaus. Andere Nachbarn versorgten die Familie mit Lebensmitteln und Kleidung und gaben Lucie und ihren Geschwistern Deutschunterricht. Einige Monate später erhielt die Familie eine befristete Aufenthaltsgenehmigung. 1998 konnten die beiden Töchter endlich eine Schule besuchen, der fünfjährige Rounie den Kindergarten.

Heute, fast 20 Jahre nach der Ankunft ihrer Eltern in der Bundesrepublik, steht Lucie kurz vor dem Abitur. Die ganze Familie hofft, im nächsten Jahr ihre deutschen Pässe zu bekommen. Goseph A. sagt: „Wären diese ganzen Leute und ihre Hilfe nicht gewesen, ich weiß nicht, ob es uns noch gäbe.“

HANNES (17)



Themenheft Religion

Wie kann eine friedliches Miteinander von Menschen verschiedener Religionen gestaltet werden?

1 Exemplar 3 Euro (plus 1,50 Euro Versand), 10 Exemplare à 2,50 Euro (plus 8 Euro Versand). Ihr könnt das Heft bestellen unter: schule@aktioncourage.org

der wartende

Ahmed Hasan

So hatte sich Ahmed Hasan* sein Leben in Europa nicht vorgestellt. Mit 29 Jahren floh der gebürtige Palästinenser aus seiner Heimatstadt Gaza. Seit sieben Jahren schon lebt er im Asylheim in Katzhütte, einem 2.000-Seelen-Ort in der südthüringischen Provinz. Hasan stapft den schlammigen Trampelpfad empor, der zu dem umfunktionierten Schullandheim aus DDR-Zeiten führt. Die Wände der baufälligen Baracken sind seiner dezentralen Wohnungen und Toiletten sind abgenutzt. Hasan lebt von 160 Euro im Monat. Frei darf er sich nur in seinem Landkreis bewegen. Dafür sorgt die sogenannte „Residenzpflicht“.

„Bewegungsfreiheit ist doch kein Geschenk der deutschen Behörden, sondern ein Grundrecht“, meint Hasan. Er will sich mit den Einschränkungen nicht abfinden. Deshalb engagierte er sich zusammen mit anderen Flüchtlingen gegen Residenzpflicht, Abschiebungen und die Zustände in den Asylheimen. Die Proteste erregten viel Aufmerksamkeit. Die Konsequenz: 30 von ehemals 90 Bewohnern wurden in anderen Heimen oder dezentralen Wohnungen untergebracht. Das betraf vor allem Familien und den Großteil der beim Protest aktiven Flüchtlinge. Den verbliebenen Flüchtlingen reicht das nicht: Sie fordern die Schließung des Heims.

Ob die neue schwarz-rote Regierung in Thüringen auf die Proteste in Katzhütte reagieren wird? „Von geplanten Veränderung weiß ich nichts, und dazu möchte ich auch nichts sagen“, winkt die Heimleiterin ab. Die Personalausweise möchte sie trotzdem sehen. „Damit ich mir mal die Namen aufschreiben kann“, sagt sie mit einem zuckersüßen Lächeln. Der Katzhütter Bevölkerung käme die Schließung des Asylbewerberheims nicht ungelegen. „Die sind mir wurscht!“, erklärt ein Kunde des einzigen Supermarkts im Ort. Nach kurzem Nachdenken ergänzt er: „Schwierigkeiten gibt es nur, wenn die denken, sie wären hier zu Hause.“

Dafür, dass die Flüchtlinge sich nicht zu Hause fühlen, ist gesorgt. Sie würden Katzhütte am liebsten sofort verlassen. Unter großen Bemühungen hat Hasan sich eine Arbeitserlaubnis für Thüringen erkämpft – doch niemand will ihn einstellen. Jetzt wartet er auf eine deutschlandweite Erlaubnis.

Hasans Nachbar Hussein Ahmed Kader hat auch die Aussicht auf eine Stelle nichts genutzt. Seine Cousine wollte ihn in der Familienpizzeria in Leipzig einstellen. Doch dafür hätte er den Landkreis wechseln müssen. Er füllte Formulare und Anträge aus, bezahlte Anwälte und Übersetzer und kassierte eine Absage. Das Arbeitsamt bevorzugte es, deutsche Bewerber in die Pizzeria zu schicken. Also bleibt er in Katzhütte.

„Unsere Zukunft ist düster“, sagt Kader.

ALEXA (18), THEMBI (19)

*Name auf Wunsch geändert

die entschlossene

Laman Mammadova

Laman Mammadova ist eine Kämpferin. Ihre Disziplin: der Kampfsport Taekwondo. In ihrer Heimat Aserbaidschan war die 24-Jährige Profisportlerin. Vor zwei Jahren reisten sie und ihr Mann nach Deutschland aus. Hier stellt sie einen Antrag auf Asyl. Der Antrag läuft noch.

Abgelehnt wurden jedoch Mammadovas Gürtel. Die zierliche Frau kämpft nun dafür, wieder bei den Profis mitmachen zu dürfen. Dabei tritt sie zurzeit auch gegen Gegner an, die vier Gewichtsklassen über ihr liegen. Das geht für diese jedoch meist schlecht aus. Entschlossen stellt sie sich auch den Problemen im Asylheim in Sonneberg, einer Kleinstadt südlich von Katzhütte. Die Asylsuchenden sind in einem mehrstöckigen Haus nahe der Stadtmitte untergebracht. Trotzdem sagt Mammadova: „Das Heimleben macht krank.“ Sie erzählt von einem Nachbarn, der ziellos durch die Gänge läuft, Lichter an- und ausschaltet und ständig in sein Handy spricht, obwohl niemand in der Leitung ist.

Das Sozialamt, die zuständige Behörde, sitzt im gleichen Haus. Mammadova ist hier ein häufiger

Gast. „Der Kampf im Taekwondo ist viel leichter als der Kampf mit den Ausländerbehörden“, seufzt sie. Daher sucht sie Unterstützung. Bei ihrem letzten Taekwondo-Wettkampf wollte die Ausländerbehörde ihr keinen Urlaubsschein ausstellen. Mammadova schaltete den Erfurter Flüchtlingsrat ein. Als der mit den zuständigen Beamten sprach, lenkten sie schnell ein. „Die sagen einfach gern nein“, erklärt Mammadova.

Um einen Sprachkurs an der Volkshochschule zu finanzieren, suchte sie sich Unterstützung bei der Diakonie. Mit Erfolg. Mammadova hat schnell verstanden, wie wichtig es ist, die deutsche Sprache zu beherrschen. „Früher hat mich die Frau in der Ausländerbehörde angeschrien, weil ich sie nicht verstanden habe“, schildert Mammadova. „Jetzt fragt sie nur, womit ich diesmal nicht zufrieden bin.“ Sie lächelt verschmitzt. Sechs neue Waschmaschinen für die Asylunterkunft wurden auf ihr Drängen schon angeschafft. Als Nächstes ist die Dusche dran. Die wurde notdürftig mit Kaugummi abgedichtet.

ALEXA (18), THEMBI (19)

Ein Stadtteil – zwei Schulen – zwei Welten

Schüler einer Stadtteilschule und eines Gymnasiums trennt nicht nur der Pausenhof. Nun werden alle Gymnasiasten.

Felix* (11) ist ein freundlicher Schüler, und er lernt sehr gern: „Ich möchte mein Abi machen, um später mal mit Computern arbeiten zu können.“ Doch auf die Frage, ob er gern aufs Gymnasium gehen möchte, meint er bloß: „Nein, es ist besser, wie es ist. Ich würde es nicht schaffen.“

Felix besucht eine Integrierte Stadtteilschule in Bremen. Dort werden Schüler von der 5. bis zur 10. Klasse unterrichtet. Nur wenige Meter entfernt steht das Gymnasium. Eine gläserne Brücke verbindet beide Gebäude, die zu einem Schulzentrum gehören. Die Schüler teilen sich den Schulhof. Und sonst nichts. Nach der Pause geht jeder wieder zurück in „seine“ Schule. Es sind zwei Welten mit unterschiedlichen Lebensperspektiven. Wer wie Felix die Stadtteilschule besucht, kann derzeit maximal den Realschulabschluss erreichen, während sich die Gymnasiasten schon mit 11 Jahren auf das Abitur vorbereiten.

Wie überall in Deutschland gliedern sich die Schulen in Bremen in solche für „begabte“ und „weniger begabte“ Schüler. Doch die Pisa-Studien haben gezeigt, dass diese „begabungsgerechte“ Sortierung Schüler benachteiligt, die aus ärmeren Familien kommen oder deren Eltern zugewandert sind. Sie schaffen es selten aufs Gymnasium und machen häufig nur den Hauptschulabschluss.

Um die ungerechte Auslese zu beenden, einigten sich die Bremer Politiker im Frühjahr 2009 auf einen Kompromiss: Nach der 4. Klasse werden die

Schüler nach Noten, sozialen Kompetenzen und gemäß Elternwunsch auf zwei Schularten verteilt: auf Oberschulen, die neben anderen Abschlüssen auch das Abi anbieten. Oder sie gehen aufs Gymnasium, das weiterhin exklusiv auf Abiturienten setzt.

Kristin (12), die das Gymnasium gegenüber von Felix' Schule besucht, findet die Trennung gerecht. „Die anderen Schülern würden nicht mitkommen, ihnen ist es zu schwer.“ Ihr Klassenkamerad Tarik (12) dagegen denkt zwar, dass einige am Ende Probleme auf dem Gymnasium haben würden. Aber eine gemeinsame Schule für alle wäre viel besser. Allerdings nur unter dem Aspekt: „Die Guten müssten natürlich bessere Noten bekommen.“

Franz Dwertmann, Lehrer: „Unser Ziel ist es, jedem Schüler ein positives Erlebnis von Schule zu vermitteln“

Die Aufteilung in „gute“ Gymnasiasten und „schlechtere“ Stadtteilschüler hemmt den Lerneifer der guten Stadtteilschüler gegenwärtig. Wenn die Mehrheit Schule uncool findet, wird man leicht zum Außenseiter in seiner Klasse, hat Felix erfahren. Manchmal will er lieber zu Hause bleiben. „In meiner Klasse gibt es eine Gruppe von Jungs, die alle ärgern. Dann macht es mir Angst, zur Schule zu gehen. Einmal haben sie mich auch schon geschlagen, und meine Schwester wurde schon mal richtig verprügelt.“

Stadtteilschülerin Selma (11) tut so, als würde sie es nicht merken, wenn andere sie ärgern. Auch sie träumt davon, irgendwann aufs Gymnasium zu gehen. „Ich will mein Abi machen“, ist Selma entschlossen. Und hat gleichzeitig Angst, auf der höheren Schulform zu versagen.

„So kann es nicht weitergehen“, meint Jutta Albers, die Leiterin des Gymnasiums Obervieland: „Ein Stadtteilschüler wird als der Schlechtere abgestempelt, indem er jeden Morgen sieht, dass es die besseren Schüler gibt, die über mehr Möglichkeiten verfügen.“

Statt auf die Politik zu setzen, wollen die Lehrer des Schulzentrums das gegliederte Schulsystem nun in Eigenregie überwinden. Ab 2010 soll es nur noch „ein Gymnasium für alle“ geben. Die Stadtteilschüler werden dann ebenfalls in das Gymnasium integriert.

„Unser Ziel ist es, eine besondere Schule mit einer sozial bunten Mischung zu werden, um jedem Schüler ein positives Erlebnis von Schule und Chancengleichheit zu vermitteln“, sagt Franz Dwertmann, Lehrer des Gymnasiums. Dazu sollen die Schüler individuell gefördert werden, das heißt gemäß ihren Stärken und Schwächen.

Wie das geht? Zum Beispiel, indem die Lehrer stärker zusammenarbeiten und Fächer miteinander kombinieren: So könnten die Schüler im Rahmen eines Projekts naturwissenschaftliche Versuche durchführen, die Ergebnisse in einer mathematischen Statistik darstellen und dazu eine schriftliche Auswertung formulieren, erläutert Dwertmann. Schüler können also auf verschiedenen Gebieten zeigen, was in ihnen steckt. Eventuell wird es auch Klassenarbeiten für unterschiedlich starke Schüler geben. „Niemand soll sitzenbleiben.“ Klar sei allerdings auch, so Dwertmann: „Einige Schüler werden nur den Haupt- oder Realschulabschluss erhalten.“

Felix wird in der 7. Klasse sein, wenn er endlich zum Gymnasium gehört. Angst davor hat er nicht: „Wenn wir zusammen Unterricht hätten, würde sich alles vermischen, und die Chaoten wären nicht mehr nur noch auf der Stadtteilschule.“ **ANITA (18)**

*Namen der Schüler geändert

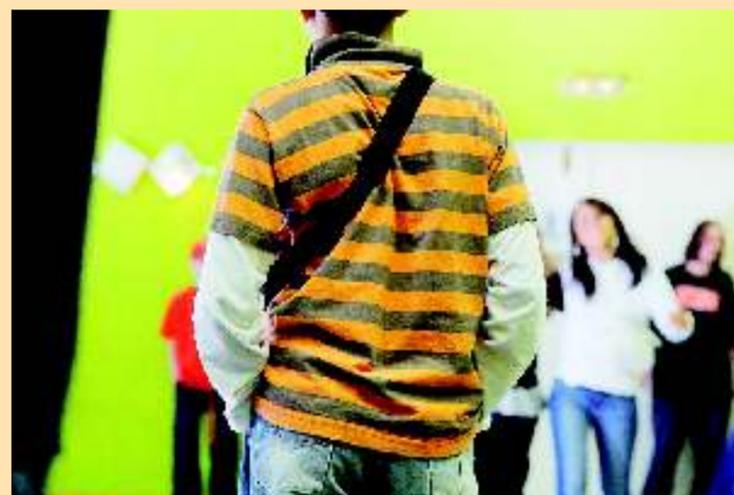


FOTO: METIN YILMAZ

kennt ihr dieses gefühl: nicht erwünscht zu sein? erlebnisbericht aus dem alltag einer schülerin:

Mobbing am Gymnasium

Als ich 17 Jahre alt war, wechselte ich von der Realschule auf ein Gymnasium, um mein Abitur zu machen. Ich war sehr motiviert – trotz einer neuen und völlig fremden Umgebung. Ich kannte meine neuen Mitschüler überhaupt nicht. Anfangs war mein Verhältnis zu ihnen ganz neutral.

Doch dann passiert es. Ich melde mich und bin sehr aufgeregt. Meine Familie kommt aus der Türkei, und ich habe Angst davor, mich mündlich am Unterricht zu beteiligen. Ich vertue mich in dem Moment im deutschen Satzbau – und was geschieht? Alle meine Mitschüler fangen an zu lachen. Was ist denn daran so lustig? Muss man deshalb zum Gespött werden? Für die Schüler sind der Umgang und die Begegnung mit Schülern, die eine ausländische Abstammung haben, fremd und neu. Es gibt sehr wenige Mitschüler mit ausländischem Hintergrund.

Meine Fehler häufen sich, immer gibt es etwas über mich zu lästern und zu lachen. Von Tag zu Tag werde ich unbeliebter. Das färbt auch auf meine Noten ab. Eines Tages kommt ein im Unterricht auffälliger Schüler in der Pause auf meine Schulclique zu und sagt zu mir: „Wir wählen dich als Stufensprecherin!“ Dazu sage ich erst einmal gar nichts. Ich bin total erstaunt. Warum ich? Soll ich das jetzt positiv oder negativ sehen? Wer aus der Stufe würde mich denn schon wählen?!? Mit der Zeit sagen immer mehr Mitschüler, dass sie mich wählen wollen. Zwei Wochen später ist der große Tag: alle Schüler der elften Stufe treffen

sich in der Aula. Ich wundere mich, dass niemand meinen Namen vorschlägt. Per Handzeichen wird letztendlich eine Mitschülerin gewählt. „Ja, ey Leute! Wir haben Tugba vergessen zu wählen! Was ist denn jetzt mit ihr?“, sagt der Mitschüler, der mich als Erstes in der Pause angesprochen hat. Es wird plötzlich ruhig. Kein einziger Kommentar! Ich denke mir dabei nichts. Ich werde dann doch noch zur Stellvertreterin gewählt. Vielleicht verbessert sich das Verhältnis zu meinen Mitschülern nun?

Das Schlimmste jedoch kommt noch, als ich die Internetseite meiner Schule besuche. Ich logge mich ein. Plötzlich lese ich meinen Namen. „Warum habt ihr Tugba gewählt?“ „Was für einen komischen Namen sie hat!“ Ich bin über diese Bemerkungen sehr schockiert. Es kränkt mich innerlich, und ich weiß nicht, was ich allein dagegen machen soll. Ich verliere mein Selbstbewusstsein und kann keinem Schüler mehr ins Gesicht schauen. Meine Familie versucht, mich weiter zu motivieren. Doch erfolglos. Zwei Tage später gehe ich zu der Lehrerin, die für die Stufenwahl verantwortlich war. „Ich will nicht mehr die stellvertretende Stufensprecherin sein.“ Ich will nicht mehr auffällig sein. Ich will in Ruhe gelassen werden.

Am Ende des zweiten Schulhalbjahrs hole ich mein Abgangszeugnis ab. Ich hätte die Schule nicht geschafft. Ich habe keine Motivation mehr. Jetzt bin ich auf einem Berufskolleg und mache dort mein Fachabitur. Das Verhältnis zu meinen neuen Mitschülern ist positiv. Ich fühle mich sehr wohl, da wir uns gegenseitig akzeptieren und respektieren. **TUGBA (21)**

hauptschule heute

Allein unter Migrantanten

Ich heiße Natascha, bin 17 Jahre alt und komme aus Feuchtwangen. Ich habe hier bis Juli 2008 eine Hauptschule besucht. Eine Mitschülerin und ich waren die einzigen Deutschen in unserer Klasse. Die anderen hatten verschiedene familiäre Hintergründe – türkisch, russisch, italienisch und auch chinesisches. Die meisten waren türkisch. Wenn sie sich im Unterricht auf Türkisch unterhalten haben, war uns das manchmal

nicht so angenehm – weil wir sie nicht verstanden haben. Ich war mit vielen meiner Mitschüler befreundet, und ich war auch bei ihnen zu Hause. Wir haben gemeinsam Hausaufgaben erledigt. Wir haben uns auch unterhalten. Zum Beispiel über ihren Aufenthalt in Deutschland. Einige wußten nicht ob sie bleiben dürfen und wie lange. Manches Mal gab es Auseinandersetzungen. Einige türkische Mädchen wollten sich

nicht vor den anderen Mitschülern umziehen, oder sie haben ihre Sporthose einfach über die Jeans gezogen. Ich habe noch mit vielen Mitschülern Kontakt. Einige machen eine Ausbildung – die Mädchen als Friseurin und die Jungen als Kfz-Mechatroniker. Die meisten machen ein berufsvorbereitendes Jahr. Da gehen sie einmal pro Woche in die Schule, und den Rest der Woche sitzen sie zu Hause. **NATASCHA (17)**



Die Redaktionsgruppe von Q-rage 2009 FOTO: JÖRG KOHN

Ich bin für die Unabhängigkeit der Presse.

Bitte senden Sie mir Informationen zur taz Genossenschaft.

Vorname | Nachname

Straße | Hausnr PLZ | Ort

Telefon E-Mail

Senden Sie diesen Coupon an:
 die tageszeitung | Verlagsgenossenschaft eG | Postfach 610229
 10923 Berlin | oder F (030) 25 90 25 16 | www.taz.de/genossenschaft

die Genossenschaft . taz



Landeskoordinationen SOR-SMC

Bayern-Nord
 Stefan Lutz-Simon
 Jugendbildungsstätte Unterfranken
Berner Straße 14
97084 Würzburg
 Tel.: 09 31 - 60 06 04 - 10
 Fax: 09 31 - 60 06 04 - 01
 stefan.lutz-simon@jubi-unterfranken.de
 www.jubi-unterfranken.de

Bayern-Süd
 Chong-Sook Kang
 Pädagogisches Institut
 Politische Bildung
Herrnstraße 19
80331 München
 Tel.: 0 89 - 23 32 - 65 47
 Fax: 0 89 - 23 32 - 87 49
 chong-sook.kang@muenchen.de
 www.pifwe.muc.kobis.de

Berlin
 Sanem Kleff, Ingo Grastorf
 SOR - SMC Landeskoordination
Ahornstraße 5
10787 Berlin
 Tel.: 0 30 - 21 45 86 - 15
 Fax: 0 30 - 21 45 86 - 20
 schule@aktioncourage.org
 www.schule-ohne-rassismus.org

Brandenburg
 Birgit Funke
 RAA Brandenburg e.V.
Benzstraße 11/12
14482 Potsdam
 Tel.: 03 31 - 7 47 80 - 0
 Fax: 03 31 - 7 47 80 - 20
 b.funke@raa-brandenburg.de
 www.raa-brandenburg.de

Bremen
 Franca Hinrichsen
 Landeszentrale
 für politische Bildung Bremen
Osterdeich 6
28203 Bremen
 Tel.: 04 21 - 3 61 - 29 22
 Fax: 04 21 - 3 61 - 44 53
 franca.hinrichsen@lzp.bremen.de
 www.lzpb-bremen.de

Hamburg
 Léonie Kusch
 Arbeiterwohlfahrt Landesv. Hamburg e.V.
Rothenbaumchaussee 44
20148 Hamburg
 Mail: Leonie_kusch@yahoo.de
Mecklenburg-Vorpommern
 Esther Wolf
 RAA Mecklenburg-Vorpommern e. V.
 Regionalzentrum für demokratische
 Kultur Westmecklenburg
Alexandrinplatz 7
19288 Ludwigslust
 Tel.: 0 38 74 - 5 70 22 14
 Fax: 03 874 - 570 22 13
 esther.wolf@raa-mv.de
 www.raa-mv.de

Niedersachsen
 Knuth Erbe
 Niedersächsisches Kultusministerium
 Koordinator für Jugend und polit. Bildung
Schiffgraben 12

30159 Hannover
 Tel.: 05 11 - 1 20 - 71 57
 Fax: 05 11 - 1 20 - 74 50
 knuth.erbe@mk.niedersachsen.de
 www.mk.niedersachsen.de

Nordrhein-Westfalen
 Renate Bonow
 Hauptstelle RAA - NRW
Tiegelstraße 27
45141 Essen
 Tel.: 02 01 - 83 28 - 3 07
 Fax: 02 01 - 83 28 - 3 33
 renaate.bonow@hauptstelle-raa.de
 www.raa.de

Rheinland-Pfalz
 Una Patzke
 Landeszentrale für politische Bildung
Am Kronberger Hof 6
55116 Mainz
 Tel.: 0 61 31 - 16 29 81
 Fax: 0 61 31 - 16 29 80
 Una.Patzke@politische-bildung-rlp.de
 www.politische-bildung-rlp.deSaarland

Saarland
 Burkhard Jellonnek
 Landeszentrale für politische Bildung
Beethovenstraße 26
66125 Saarbrücken-Dudweiler
 Tel.: 0 68 97 - 79 08 - 1 76
 Fax: 0 68 97 - 79 08 - 1 77
 bjellonnek@lpm.uni-sb.de
 www.lpm.uni-sb.de/lpb

Sachsen
 Juliane Seifert
 Netzwerk f. Demokratie und Courage
 Netzstelle Leipzig
Paul-Gruener-Straße 63
04107 Leipzig
 Tel.: 03 41 - 337 34 97
 Fax: 03 41 - 337 34 99
 juliane.seifert@netzwerk-courage.de
 www.netzwerk-courage.de

Sachsen-Anhalt
 Cornelia Habisch
 Landeszentrale für polit. Bildung Ref. III
Schleierufer 12
39104 Magdeburg
 Tel.: 03 91 - 5 67 64 59
 Fax: 03 91 - 5 67 64 64
 netzwerk@lpb.stk.sachsen-anhalt.de
 www.lpb.sachsen-anhalt.de

Schleswig-Holstein
 Medi Kuhlmann
 Aktion Kinder- und Jugendschutz
Schauenburger Straße 36
24105 Kiel
 Tel.: 04 31 - 2 60 68 78
 Fax: 04 31 - 2 60 68 76
 kuhlmann@akjs-sh.de
 www.schleswig-holstein.jugendschutz.de

Thüringen
 Christian Rühl
 MOBIT Erfurt
Pfeiffersgasse 15
99084 Erfurt
 Tel.: 0361 - 219 25 94
 Fax: 0361 - 219 27 34
 christian.ruehl@mobit.org
 www.mobit.org

Impressum

Herausgeberin:
 Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage
 (Trägerverein: AktionCourage e.V.)

Postanschrift: Ahornstr. 5, 10787 Berlin
 Telefon: 030/ 21 45 86 0
 Telefax: 030/ 21 45 86 20
 schule@aktioncourage.org

Internet:
 www.schule-ohne-rassismus.org

Leitung:
 Sanem Kleff (Pädagogische Leitung)
 Eberhard Seidel (Journalistische Leitung)

Verantwortlich i. S. des Pressegesetzes:
 Eberhard Seidel

Redaktion der Jugendlichen:
 Hatice Adanur (18), Carolin Born (18), Alexa Brand
 (18), Anton Brokow-Loga (17), Natascha Dorsch
 (17), Mareike Dottscharis (18), Fabienne Fecht (17),
 Anita Groth (18), Michelle Guggenheim (16), Diana
 Höhne (18), Friederike Just (17), Till Kellerhoff
 (18), Jannik Kirchner (17), Julius Mayer (16), Philipp
 Meyhöfer (17), Alon Naor (16), Jasmin Ostermann
 (17), Julian Schlichtholz (17), Valérie Schmidt (15),
 Hannes Schwelm (17), Florian Stolpe (19), Tugba
 Tapa (21), Thembi Wolfram (19)

Mentorenteam:
Redaktionell: Henning Flad, Hermann-Josef
 Fohsel, Christian Füller, Anna Lehmann

Layout: Jörg Kohn

Fotoredaktion: Jörg Kohn, Metin Yilmaz

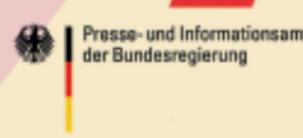
Organisation: Gerasimos Bekas

Bildbearbeitung: Claudia Benders

Korrektur: Franziska Özer

Titelillustration: Peter O. Zierlein

Erscheinungstag:
 27. November 2009



Druckerei:
 Schenkelberg
 DRUCK- UND MEDIENHAUS
 Am Hambuch 17
 53340 Meckenheim



Die TeilnehmerInnen des Treffens der „Schulen ohne Rassismus“ 2009 in Würzburg FOTO: METIN YILMAZ

wer wir sind – was wir tun

10 Fragen – 10 Antworten zum Projekt

1 Was ist „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“?

Wir sind ein Projekt von und für SchülerInnen. Es bietet Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, das Klima an ihrer Schule aktiv mitzugestalten, in dem sie sich bewusst gegen jede Form von Diskriminierung, Mobbing und Gewalt wenden. Wir sind das größte Schulnetzwerk in Deutschland. Ihm gehören über 670 Schulen an, die von rund 500.000 SchülerInnen besucht werden.

2 Wie wird man eine „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“?

Jede Schule kann den Titel erwerben, wenn sie folgende Voraussetzungen erfüllt: Mindestens 70 Prozent aller Menschen, die in einer Schule lernen und lehren (SchülerInnen, LehrerInnen und technisches Personal) verpflichten sich mit ihrer Unterschrift, sich künftig gegen jede Form von Diskriminierung an ihrer Schule aktiv einzusetzen, bei Konflikten einzugreifen und regelmäßig Projekttag zum Thema durchzuführen.

3 Zu was verpflichtet sich eine Schule?

Wer sich zu den Zielen einer „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ bekennt, unterschreibt folgende Selbstverpflichtung:

1. Ich werde mich dafür einsetzen, dass es zu einer zentralen Aufgabe meiner Schule wird, langfristige Projekte, Aktivitäten, Initiativen zu entwickeln, um Diskriminierungen, insbesondere Rassismus zu überwinden.

2. Wenn an meiner Schule Gewalt, diskriminierende Äußerungen oder Handlungen ausgeübt werden, wende ich mich dagegen und setze mich dafür ein, dass wir in einer offenen Auseinandersetzung mit diesem Problem gemeinsam Wege finden, uns zukünftig einander zu achten.

3. Ich setze mich dafür ein, dass an meiner Schule einmal pro Jahr ein Projekt zum Thema Diskriminierungen durchgeführt wird, um langfristig gegen jegliche Form von Diskriminierung, insbesondere Rassismus vorzugehen.

4 Was bedeutet der Titel genau?

Der Titel ist kein Preis und keine Auszeichnung für bereits geleistete Arbeit, sondern ist eine Selbstverpflichtung

für die Gegenwart und die Zukunft. Eine Schule, die den Titel trägt, ist Teil eines Netzwerks, das sagt: Wir übernehmen Verantwortung für das Klima an unserer Schule und unser Umfeld.

5 Kümmert ihr euch nur um Rassismus?

Nein. Wir beschäftigen uns gleichermaßen mit Diskriminierung aufgrund der Religion, der sozialen Herkunft, des Geschlechts, körperlicher Merkmale, der politischen Weltanschauung und der sexuellen Orientierung. Darüber hinaus wenden wir uns gegen alle totalitären und demokratiegefährdenden Ideologien.

6 Beschäftigt ihr euch nur mit den Deutschen?

Nein. Wir sind davon überzeugt, dass alle Menschen, egal woher sie kommen und wie sie aussehen, in der Lage sind, zu diskriminieren. Deshalb nehmen wir zum Beispiel den Antisemitismus oder die Homophobie eines (alt)deutschen Jugendlichen genauso ernst wie den eines Jugendlichen mit türkischen oder arabischen Wurzeln.

7 Wo steht ihr politisch?

Wir stehen weder rechts noch links. Das Anliegen von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ sollte Aufgabe aller Demokraten sein. Vertreter aller im Bundestag vertretenen Parteien unterstützen unser Anliegen, ebenso Vertreter von Gewerkschaften und Glaubensgemeinschaften.

8 Ist das Projekt eher etwas für Gymnasien?

Keineswegs. An unserem Netzwerk nehmen alle Schulen teil.

9 Wo seid ihr am stärksten vertreten? Im Osten oder im Westen?

19 Jahre nach der deutschen Einheit gibt es da keinen Unterschied mehr. Wir sind ein gesamtdeutsches Projekt, und uns gibt es in allen Bundesländern.

10 Wo bekomme ich mehr Informationen über das Projekt?

Auf unserer Homepage (www.schule-ohne-rassismus.org) findet ihr eine Fülle von Informationen zu unserer Arbeit und den Aktivitäten der Schulen. Für eure Fragen stehen euch die MitarbeiterInnen der Bundeskoordination zur Verfügung. Oder die LandeskoordinationInnen in eurer Nähe.

2004 • 222

2002 • 141

2001 • 80

SOR-SMC gewinnt an Fahrt •

Anzahl der Schulen

1995 • 6